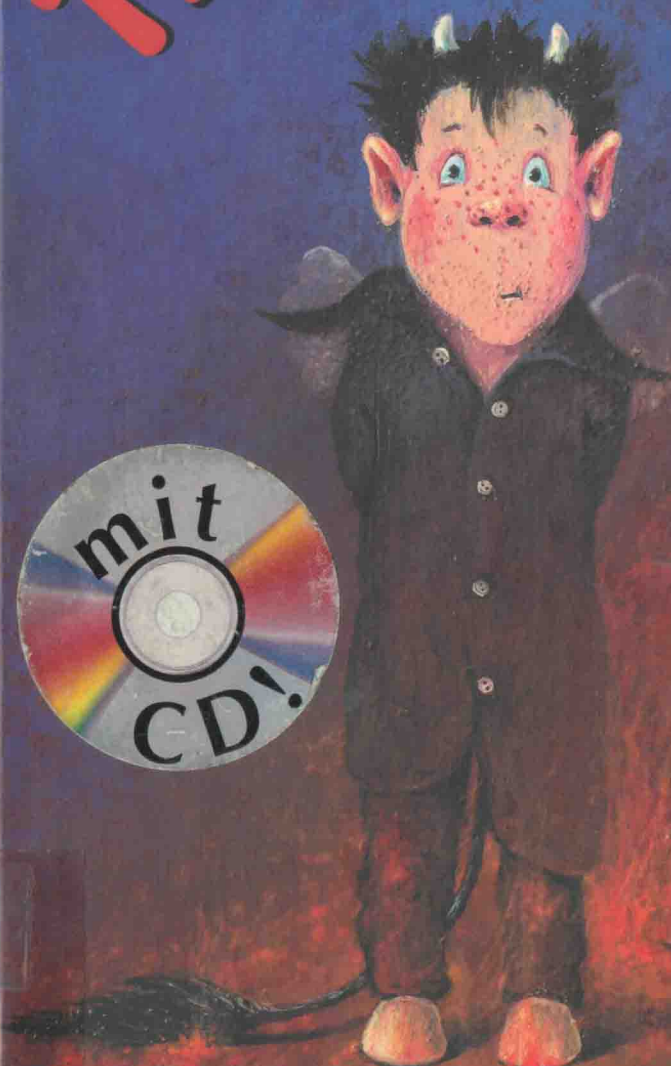


Heike und Wolfgang Hohlbein

TEUFELCHEN

Mit einer CD
des Musicals
von
Albert Böhne



Thienemann

Heike und Wolfgang

Hohlbein

Teufelchen

Thienemann

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Teufelchen / Heike und Wolfgang Hohlbein. -

Stuttgart; Wien; Bern;

ISBN 3 522 169972

Buch. –1997

Dieses Buch wurde nach den Regeln der
Rechtschreibreform gesetzt.

Einband- und Innenillustrationen: Karoline Kehr

Einbandtypographie: Michael Kimmerle

Schrift: Sabon roman und Mephisto

Satz: KCS GmbH, Buchholz/Hamburg

Reproduktionen: Die Repro, Tamm und

Repro Brüllmann, Stuttgart 1997 by K. Thienemanns

Verlag in Stuttgart – Wien – Bern

Printed in Germany.

Alle Rechte vorbehalten.

54321 97 98 99 00

Autor:

Heike und Wolfgang Hohlbein wohnen mitten im Trubel ihrer tierlieben Großfamilie am Niederrhein. Seit dem Beginn seiner schriftstellerischen Karriere 1982 mit *Märchenmond*, das er wie auch andere Bücher zusammen mit seiner Frau Heike schrieb, zählt Wolfgang Hohlbein zu den bekanntesten und erfolgreichsten deutschen Autoren im Bereich der Phantastik. Seine mittlerweile fast 100 Bücher haben im In- und Ausland Millionenauflagen erreicht. *Teufelchen* ist das erste gemeinsame Kinderbuch der beiden Autoren.

Unserem »Teufelchen« Justin



Der geheime Freund

Eigentlich war Justin ein ganz normaler neunjähriger Junge, der wie die meisten normalen neunjährigen Jungen mehr oder weniger (meist weniger) gerne zur Schule ging, mehr oder weniger (meist mehr) gute Noten nach Hause brachte, im Sommer gerne Fahrrad fuhr und eine Menge Freunde hatte. Kurz: Er war ein ganz durchschnittlicher Bursche. Ein Junge wie du und ich, sozusagen.

Das einzig Besondere an ihm (aber davon wusste niemand etwas) war sein Freund.

Es war kein normaler Freund, den er vielleicht in der Schule kennen gelernt hatte oder in den Ferien. Und es war auch kein Freund von der Art, mit dem er sich am Nachmittag zum Spielen getroffen hätte oder vielleicht im Sommer im Freibad oder mit dem er zu einem Fußballspiel gegangen wäre; Eben *kein* Junge wie du und ich.

Genau genommen war es *überhaupt kein* Junge.

Es war allerdings auch kein Mädchen.

Justins geheimer Freund war ein kleiner Teufel. Und das war auch einer der Gründe, weshalb er mit niemandem

über ihn reden konnte. Der andere Grund war, dass außer ihm niemand Teufelchen sehen konnte.

Aber das war vielleicht auch gut so. Wahrscheinlich hätte es doch für ein bisschen Aufregung gesorgt, wenn Justin in Begleitung einer kleinen, rothäutigen Gestalt mit Hörnern, Pferdefuß und Schweif in den Bus gestiegen wäre oder einen Freund zum Essen mit nach Hause gebracht hätte, der erst einmal seine Flügel ausschütteln musste, wenn es draußen regnete.

Davon abgesehen war Teufelchen gar nicht so anders als die meisten Neunjährigen. Er war natürlich nicht wirklich neun Jahre alt, sondern hatte gerade seinen zweihundertundelften Geburtstag gefeiert, aber bei einem Teufel macht das nichts. Sie werden nämlich sehr viel älter als Menschen. Wirklich *sehr viel* älter.

Aber abgesehen von seiner feuerroten Haut, den Hörnern und den großen Fledermausflügeln, die er wie einen Mantel aus dünnem schwarzem Leder um seinen Körper schlingen konnte, wenn ihm kalt war, abgesehen von dem Schweif mit der dicken Quaste und dem Pferdefuß war Teufelchen ein ganz normaler kleiner Teufelsjunge. Seine Mutter nannte ihn manchmal liebevoll *Satansbraten*, was

er aber ehrlich gesagt nicht so ganz verstand.



Er lachte gerne, war immer zu einem Streich aufgelegt, ging mehr oder weniger (meist weniger) gerne zur Teufelsschule, brachte mehr oder weniger (meist mehr) gute Noten nach Hause – und er ähnelte Justin auch noch in einem anderen Punkt:

Er hatte einen Freund, von dem niemand etwas wusste.

Justin konnte sich gar nicht mehr richtig daran erinnern,

wann Teufelchen und er sich kennen gelernt hatten.



Natürlich war er ganz schön erschrocken gewesen, als er ihn das erste Mal gesehen hatte – wer wäre das nicht, wenn er urplötzlich einem leibhaftigen *Teufel* gegenübersteht? Aber es hatte nicht sehr lange gedauert, bis er merkte, dass das Aussehen eigentlich gar keine Rolle spielte.

Und was den Charakter anging ...

Nun, da war Teufelchen vielleicht doch ein bisschen aus der Art geschlagen. Er war nämlich alles andere als teuflisch.

Manchmal – zwar nicht sehr oft, aber manchmal eben doch – nahm Justin Teufelchen mit zu sich nach Hause. Aber nur dann, wenn er ganz sicher sein konnte, dass er alleine war. Einmal nämlich war seine Mutter überraschend ins Zimmer geplatzt, als Justin und sein unsichtbarer Freund gerade damit beschäftigt waren, aus Legosteinen eine gewaltige Burg zu errichten, um sie dann mit lautem Getöse wieder einzureißen. Sie hatte schon etwas irritiert geguckt, als ihr Sohn mutterseelenallein inmitten einer Tonne Legosteine saß und sich angeregt mit jemandem unterhielt, der gar nicht da war. Sie hatte nichts gesagt, aber Justin waren ihre komischen Blicke nicht entgangen, und auch nicht, dass sie sich dann abends mit seinem Vater unterhalten hatte, der ihn danach auch so seltsam angeblickt hatte.

Nicht, dass Justin *das* etwas ausgemacht hätte. Sein Vater war Schriftsteller und in seinen Geschichten kamen nicht nur Teufel, sondern noch ganz andere Sachen vor. Der Vater hatte seine Mutter auch beruhigt und gemeint, dass

zu viel Phantasie immer noch besser wäre als zu wenig.

Trotzdem – seither zog Justin es vor, Teufelchen nur noch mit nach Hause zu nehmen, wenn er ganz sicher sein konnte, dass niemand da war.

Und am liebsten hatte er es natürlich, wenn Teufelchen *ihn* mit zu *sich* nach Hause nahm. Das war wirklich aufregend. Und auch ein bisschen gefährlich, aber gerade das machte es ja so spannend.

Teufelchen wohnte zusammen mit seiner Familie in einem noch nicht ganz erloschenen Vulkan in Feuerland. Und zwar nicht dem Feuerland, das man auf der Landkarte findet und das an der Südspitze von Südamerika liegt und nur Feuerland heißt, in Wirklichkeit aber die meiste Zeit des Jahres von Schnee und Eis bedeckt ist – sondern dem *echten* Feuerland. Einem, das seinen Namen verdient. Hier war es immer heiß und das Wort *Winter* kam in der Sprache seiner Bewohner nicht einmal vor.

Alle Berge – und davon gab es eine Menge – waren Vulkane und in den Flüssen floss kein Wasser, sondern etwas, das grauenhaft nach faulen Eiern stank und ununterbrochen sprudelte und zischte. Der Himmel in Feuerland war oft schwarz vom Rauch der Vulkane und es

herrschte ein nie endendes Gewitter. Es donnerte und blitzte ständig, ohne dass allerdings auch nur ein Tropfen Regen gefallen wäre.

Als Justin das erste Mal da gewesen war, hatte er geglaubt, sie wären in der Hölle. Er sprach Teufelchen darauf an, aber der schüttelte nur traurig den Kopf und irgendetwas an der Art, in der er es tat, und sein niedergeschlagener Blick hatten Justin davon abgehalten weiter zu bohren. Auch Teufel haben offensichtlich ihre Geheimnisse.

Teufelchen nahm ihn nur selten mit zu sich nach Hause und genau wie Justin hatte auch er seine Gründe dafür. Teufel konnten Menschen nämlich durchaus sehen. Und Teufelchen hatte Justin in den schwärzesten Farben ausgemalt, was ihnen beiden zustoßen würde, wenn sein Vater ihn erwischte. Dabei sah Teufelchens Vater eigentlich gar nicht so schlimm aus. Justin hatte ihn zwar nur einmal ganz kurz gesehen bevor Teufelchen ihn hastig wegbrachte, aber er erinnerte sich gut an den großen grauhaarigen, alten Teufel, der weniger erschreckend, als vielmehr beeindruckend aussah. Er hatte das gleiche immer zu einem Schabernack aufgelegte Glitzern in den

Augen, das Justin an Teufelchen so mochte. Er glaubte eigentlich nicht, dass der alte Teufel ihm etwas tun würde, wenn er ihn erwischte. Aber wahrscheinlich würde Teufelchen einen Menge Ärger bekommen und das wollte er schließlich nicht.

Also waren sie vorsichtig und besuchten den alten Vulkan nur, wenn niemand zu Hause war und Teufelchen meinte, dass nichts passieren konnte.

Und das war der Knackpunkt: wenn Teufelchen *meinte*.

Auch in diesem Punkt unterschied sich Teufelchen nicht von einem ganz normalen Jungen: Er meinte immer schlauer als alle Erwachsenen zu sein. Für eine ganze Weile ging das auch gut.

Aber eben nicht für immer.

Und das war der Moment, in dem Teufelchens – und damit auch Justins – Probleme erst so richtig begannen ...

Besuch aus der Hölle

Es war irgendwann im Spätherbst; so einer von diesen Tagen, an denen es noch nicht richtig kalt, aber auch schon längst nicht mehr warm war und an denen der Himmel selbst dann noch grau blieb, wenn es mal nicht wie aus Kübeln schüttete. Justin hatte Teufelchen nicht lange überreden müssen ihn zum Spielen mit zu sich nach Hause zu nehmen.

Der Vulkan, in dem Teufelchens Familie lebte, war noch nicht ganz erloschen. Deshalb brauchte man keine Heizung und es war trotzdem immer warm. Nur manchmal regte sich der Berg, mit einem dumpfen Grollen, wie ein tausend Jahre alter Drache, der im Schlaf gestört worden war. Justin fand das aufregend, auch wenn Teufelchen manchmal einen besorgten Blick zur Decke warf, als wäre er von der Standfestigkeit seines Zuhauses nicht ganz überzeugt.

An diesem Tag blieb zunächst alles ruhig.

Durch die Fenster drang nur manchmal das Grollen des niemals endenden Gewitters herein und ab und zu zitterte der Fußboden ganz sacht. Sie spielten Verstecken, was in

den endlosen Stollen und Gängen des Vulkans manchmal Stunden dauern konnte. Am Anfang hatte Justin ein bisschen Angst gehabt sich zu verirren und vielleicht den Rückweg nicht mehr zu finden, aber Teufelchen spürte ihn immer in erstaunlich kurzer Zeit auf, ganz egal, wie gut Justin sich auch versteckte.

So auch heute. Urplötzlich stand er vor ihm, riss die Arme hoch, zog eine fürchterliche Grimasse und Justin spielte den Erschrockenen und flitzte davon. Teufelchen rannte schnaubend hinterher und im Nu war die schönste Verfolgungsjagd im Gange.

Keiner von ihnen bemerkte, dass das Drachengrollen des Vulkans allmählich lauter wurde und der Boden immer heftiger zitterte. Dass draußen immer mehr Blitze niederzuckten und der Donner immer drohender rollte. Ab und zu fielen jetzt Steine von der Decke, denen sie im Laufen ausweichen mussten, aber das machte die Verfolgungsjagd nur noch spannender. Sie liefen, bis sie beide vollkommen außer Atem waren und selbst dann lachten und kicherten sie noch.

Plötzlich aber verstummte Teufelchen. Ein erschrockener Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. Hastig sah er sich

nach allen Seiten um, dann machte er Justin ein Zeichen still zu sein.

»Was ist denn?«, gluckste Justin. Es fiel ihm schwer, nicht zu lachen.

»Still!«, zischte Teufelchen. »Irgendjemand kommt!«

Er stand auf, bedeutete Justin sich nicht von der Stelle zu rühren und lief mit raschen Schritten davon.

Justin sah ihm mit klopfendem Herzen nach. Er fühlte sich noch völlig aufgedreht und ausgelassen von der wilden Verfolgungsjagd, aber allmählich wurde ihm doch etwas mulmig. Der Vulkan grollte und rumorte mittlerweile ununterbrochen. Von der Decke fielen immer mehr Steine und kleine Felsbrocken und der Boden schwankte sanft. Hier und da hatten sich Risse aufgetan, aus denen grauer, nach Schwefel riechender Dampf quoll. Das Licht war irgendwie ... röter geworden und draußen tobte das Gewitter mit einer nie dagewesenen Kraft. Und wenn er es recht bedachte, dann hatte er niemals zuvor einen so erschrockenen Ausdruck auf dem Gesicht seines gehörnten Freundes gesehen wie vorhin.

Er war sehr froh, als Teufelchen nach ein paar Minuten zurückkam.

»Was ist passiert?«, fragte er. Seine Stimme zitterte mehr, als ihm lieb war. »Kommen deine Eltern?«

»Ja«, antwortete Teufelchen. »Sei bloß leise. Wenn mein Vater dich hier erwischt, dann ist der Teufel los.«

»Weil du keine Freunde haben darfst?«, fragte Justin.

»Weil du ein *Mensch* bist«, antwortete Teufelchen. »Ich darf nicht mit dir –«

Weiter kam er nicht, denn in diesem Moment erscholl ein gewaltiger Donnerschlag. Der ganze Vulkan wackelte und Justin hätte wahrscheinlich vor Schrecken aufgeschrien, wenn Teufelchen ihm nicht rechtzeitig mit einer Hand den Mund zugehalten und ihn mit der anderen in eine Nische gezerrt hätte.

Keine Sekunde zu früh! Kaum waren sie außer Sicht, da tauchten auch schon Teufelchens Vater und kurz darauf seine Mutter am Ende des Ganges auf. Seine Mutter sei ein richtiges Teufelsweib, sagte Teufelchen immer, aber Justin fand auch sie eigentlich ganz nett. Sie wirkte nicht erschreckend, war noch überraschend jung, hatte feuerrotes Haar und das, was sein Vater vermutlich eine Traumfigur genannt hätte.

Dafür sah die dritte Gestalt, die zwischen ihnen

einerschritt, umso erschreckender aus.

Sie war riesig – bestimmt zwei Meter groß, wenn nicht mehr – und Justin hätte um ein Haar laut aufgeschrien, als er in ihr Gesicht blickte.

»Keinen Laut!«, keuchte Teufelchen. »Wenn Asmodis dich findet ...« Er sprach nicht weiter. Justin konnte sich lebhaft vorstellen, was dann geschah. »Wer ... wer ist das?«, stammelte er.

»Onkel Asmodis«, flüsterte Teufelchen. »Das hätte ich mir eigentlich denken können! Die Blitze und das Erdbeben und all das ... er liebt dramatische Auftritte, weißt du?«

»*Onkel* Asmodis?« Justin schauderte. »Heißt das, du bist mit diesem ... diesem Scheusal *verwandt*?« Es fiel ihm schwer, das zu glauben.

Asmodis war nicht nur riesig, er war auch so hässlich, dass Justin schon beim bloßen Hinsehen ein kalter Schauer über den Rücken lief. Sein Gesicht schien nur aus Runzeln und Falten zu bestehen und er hatte schreckliche, rot glühende Augen. Seine Hörner waren gebogen wie die eines Steinbocks und seine Flügel – die eher denen eines Drachen, als denen einer Fledermaus glichen – waren

zerfetzt und rissig. Sein Pferdefuß stampfte mit solcher Wucht auf den Boden, dass bei jedem Schritt die Funken stoben.

»Ich fürchte, ja«, gestand Teufelchen kleinlaut. »Bei uns Teufeln ist es anders als bei euch Menschen. Irgendwie sind wir alle miteinander verwandt. Ich frage mich nur, was er hier will. Das gefällt mir nicht.«

»Wieso?«, fragte Justin.

»Wenn Asmodis kommt, bedeutet das fast immer Ärger«, sagte Teufelchen. »Er ist so eine Art ... Aufseher hier. Außerdem ist es seine Schuld, dass wir hier leben müssen, statt ...« Er sprach nicht weiter, sondern blickte einen Moment lang traurig an Justin vorbei ins Leere. Dann gab er sich einen Ruck und legte den Zeigefinger an die Lippen. »Still jetzt. Asmodis hat Ohren wie ein Luchs.«

Die drei Teufelsgestalten kamen allmählich näher, sodass Justin und Teufelchen jetzt verstehen konnten, worüber sie redeten.

»... ein gutes Wort für euch einlege«, sagte Asmodis gerade. »Aber das ist das letzte Mal, dass ich euch helfe. Verwandte oder nicht, so geht das nicht weiter!«

Teufelchens Vater schrumpfte unter diesen Worten

regelrecht zusammen. Als er antwortete, klang seine Stimme beinahe schüchtern. »Aber er ist doch noch jung! Als du zweihundert warst, Asmodis, da –«

»Papperlapapp!«, unterbrach ihn Asmodis. Er war so wütend, dass kleine Dampfwölkchen aus seiner Nase quollen. »Man spricht schon über euch, verehrter Vetter! Ihr seid das Tagesgespräch in der ganzen Hölle!« Plötzlich blieb er stehen, drehte den Kopf hin und her und schnüffelte wie ein Hund, der Witterung aufnimmt.

»So, so«, sagte Teufelchens Vater schüchtern. »Und was erzählt man sich über uns?«

»Was man sich erzählt?!«, brüllte Asmodis. Seine Stimme brach sich wie Donnerrollen an den Wänden und rollte als Echo zurück. »Man sagt, dass hier ein kleiner Teufel wohnt, der gerne mit Menschen spielt! Das sagt man! Statt sie zu quälen und ihnen Angst einzujagen, statt sie mit Alpträumen heimzusuchen und alles kaputtzumachen, woran ihr Herz hängt, soll er sogar mit einem Menschen *befreundet* sein! Ihr seid eine Schande für die gesamte Sippschaft.«

Er schüttelte den Kopf, seufzte tief und fügte in verändertem Tonfall hinzu: »Aber was habe ich erwartet?

Ihr seid nicht umsonst hierher verbannt worden. Ich dachte, ihr hättet aus dieser Strafe etwas gelernt, aber ich habe mich wohl getäuscht. Ich fürchte, ich werde Maßnahmen ergreifen müssen.«

»Aber Asmodis«, jammerte Teufelchens Vater, »bitte bedenke, dass er noch ein Kind ist!«

Asmodis hob die Hand und schnüffelte wieder. »Still!«, sagte er. »Ich rieche doch ... einen Menschen!« Er richtete sich auf, schlug drohend mit den Flügeln und funkelte Teufelchens Vater an. »Verbergt ihr hier etwa einen Menschen?«, grollte er.

»Ich muss etwas tun!«, sagte Teufelchen. »Mein Vater bekommt sonst einen himmlischen Ärger!« Mit einer beschwörenden Geste zu Justin, sich nicht von der Stelle zu rühren und auch ja mucksmäuschenstill zu sein, sprang er aus der Nische heraus und ging auf seine Eltern zu.

»Ah!«, grollte Asmodis. »Wenn man vom Teufel spricht! Da ist er ja!« Er schnüffelte wieder, legte die Stirn in Falten und drehte den Kopf hin und her.

Justin blieb fast das Herz stehen, als die rot glühenden Augen einen Moment lang direkt in seine Richtung blickten.

»Ich rieche immer noch Menschenfleisch!«, grollte Asmodis.

»Aber hier ist kein Mensch!«, versicherte Teufelchen hastig. »Wirklich! Das schwöre ich, bei allem, was mir unheilig ist.«

»Lügst du auch nicht?«, fragte Asmodis misstrauisch.

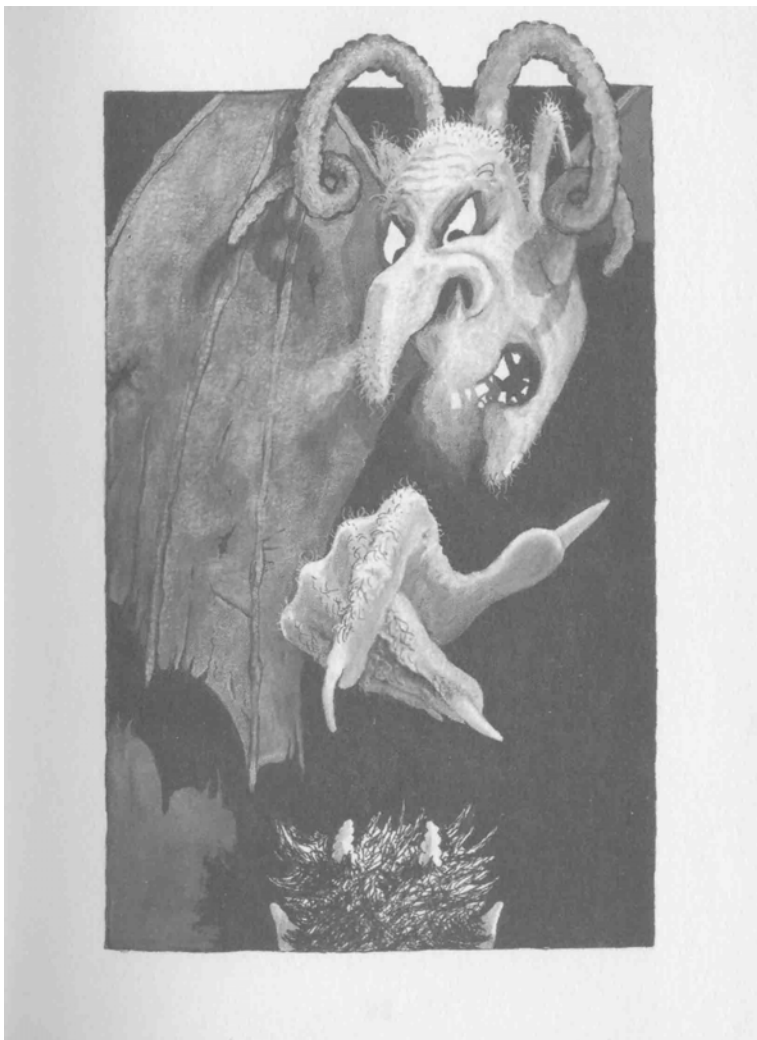
»Ich würde niemals lügen!«, versicherte Teufelchen. Er klang sehr überzeugend, aber Asmodis' Stirnrunzeln vertiefte sich noch.

»Das ist es ja gerade, was mir Sorgen macht«, grollte er. »Du machst deinen Eltern große Schande, weißt du das eigentlich? Du lügst nicht, du stiehlest nicht, du betrügst nicht und du machst keine Dinge kaputt! Wohin soll das führen?« Er schnüffelte. »Du *riechst* sogar schon nach Mensch! Ich sehe schwarz für deine Zukunft! Einen wie dich können wir in der Hölle nicht gebrauchen!«

»Das ... das tut mir Leid«, sagte Teufelchen niedergeschlagen. »Ich werde mich bessern, das verspreche ich! Hoch und hei-« Er verbesserte sich hastig: »Hoch und unheilig!«

»Das will ich auch hoffen!«, donnerte Asmodis. »Schon um deiner Eltern willen! Dein Benehmen bricht ihnen das

Herz!«



»Das tut mir wirklich Leid«, sagte Teufelchen.

Asmodis verzog das Gesicht, als würde er auf eine saure Zitrone beißen. »Ich weiß zwar nicht, warum, aber ich habe beschlossen, dir noch eine letzte Chance zu gewähren! Du wirst für eine Woche in die Welt der Menschen verbannt, wo du dich bewähren kannst! Wenn du eine wirklich schlechte Tat begehst, darfst du hierher zurückkehren! Und um sicherzugehen, dass du auch Wort hältst, werde ich dich im Auge behalten! Wehe dir, wenn du versagst!«

Die erste Prüfung

Wieder zurück in der Stadt waren Justin und sein geheimer Freund für eine ganze Weile sehr schweigsam. Vor allem Teufelchen starrte missmutig vor sich hin, hatte die Hände fast bis an die Ellbogen in den Hosentaschen vergraben und trat zornig nach Ästen oder Steinen am Straßenrand.

Justin fuhr dann jedes Mal zusammen und sah sich erschrocken um. Sie gingen eine Straße entlang, die auf der einen Seite von Büschen und sorgsam geschnittenen Pappeln gesäumt wurde. Auf der anderen Seite parkten Autos und dazwischen bewegten sich eine Menge Passanten.

Im Moment sah niemand in ihre Richtung. Wenn es zufällig *doch* jemand getan hätte, wäre es ihm wahrscheinlich merkwürdig vorgekommen, einen Jungen zu sehen, der mit hängenden Schultern einhertrottete, während ein gutes Stück neben ihm ab und zu ein Stein aufflog oder ein Haufen trockener Blätter wie unter einem Fußtritt durcheinander wirbelte.

»Das alles tut mir wirklich furchtbar Leid«, sagte Justin

schließlich. »Ich wollte wirklich nicht, dass du
meinetwegen Ärger kriegst.«



»Deinetwegen?« Teufelchen blieb stehen, und sah ihn
stirnrunzelnd an. »Wie kommst du denn auf die Idee?«

»Na, ich ... ich dachte, weil Asmodis –«, begann Justin,
aber Teufelchen unterbrach ihn sofort wieder:

»Das war doch nur ein Vorwand. Asmodis hat was gegen
unsere ganze Familie, seit mein Vater damals ...« Er
sprach nicht weiter und Justin fragte ihn auch nicht, was er
eigentlich hatte sagen wollen. Er spürte nämlich genau,

dass ihm das Thema Asmodis sehr unangenehm war.

»Jedenfalls geht er mir mit seiner *Bewährung* schon seit mindestens hundert Jahren auf die Nerven«, fuhr Teufelchen schließlich fort. »Andauernd taucht er auf und meckert rum. Ich bin nicht böse genug, ich habe nicht genug Schlimmes getan, ich muss mich bewähren, sonst komme ich nicht in die Hölle ... bääh!«

»Und was willst du jetzt tun?«, fragte Justin.

Teufelchen zuckte mit den Schultern, dass seine Flügel raschelten. »Keine Ahnung«, gestand er. »Aber irgendetwas muss ich tun. Ich glaube, diesmal meint er es ernst.« Er sah sich suchend um und deutete schließlich mürrisch auf ein Geschäft auf der anderen Straßenseite. Eine grauhaarige alte Frau hatte gerade ihren Hund an einem Fahrradständer davor angebunden und betrat den Laden.

»Wie wäre es damit?«

»Was ... meinst du?«, fragte Justin zögernd. Er hatte kein gutes Gefühl.

»Ich könnte ihn losbinden«, sinnierte Teufelchen. »Kannst du dir vorstellen, was sie für ein Gesicht macht, wenn sie aus dem Laden kommt und ihr Fifi ist nicht mehr

da?«

»Kannst *du* dir vorstellen, was die arme Frau für einen Schrecken bekommt?«, gab Justin zurück. »Viele Menschen lieben ihre Haustiere wie ihre Kinder. Sie wäre bestimmt sehr traurig. Das kannst du nicht machen!«

»Du meinst, es wäre böse?«, fragte Teufelchen hoffnungsvoll.

»Es wäre *gemein*«, verbesserte ihn Justin. »Asmodis hat nicht gesagt, dass du *gemein* sein sollst, oder?«

»Aber *gemeint* hat er es«, sagte Teufelchen grimmig.
»Du hast vollkommen Recht. Es wäre nicht nur gemein. Es wäre sogar hundsgemein! Das wird Asmodis gefallen!«

»Aber ... aber das kannst du nicht machen!«, sagte Justin.
»Die arme Frau!«

Doch Teufelchen hörte ihm gar nicht mehr zu. Er hüpfte bereits mit großen Sprüngen über die Straße und näherte sich dem Geschäft. Der Hund hob den Kopf, schnüffelte und begann mit dem Schwanz zu wedeln. Auch wenn er Teufelchen nicht sah, schien er irgendetwas zu spüren – und es machte ihm nicht unbedingt Angst.

»Blöder Köter!«, murrte Teufelchen.

Justin, der ihm gefolgt war, hatte alle Mühe ein Grinsen

zu unterdrücken. Es gelang Teufelchen offensichtlich nicht einmal, einen kleinen Hund zu erschrecken.

Teufelchen bückte sich nach der Leine, löste den Knoten und zog am Halsband des Hundes. Der kleine Dackel fiepte vor Freude, begann schwanzwedelnd auf und ab zu hüpfen und leckte Teufelchen dabei mit seiner langen Zunge quer durch das Gesicht.

Jetzt konnte Justin nicht mehr anders, als laut loszulachen. Teufelchen richtete sich hastig auf, fuhr sich mit dem Handrücken über das Gesicht und sah Justin giftig an. Aber er sagte nichts, sondern drehte sich rasch um und überquerte die Straße. Der Dackel hüpfte schwanzwedelnd neben ihm her und versuchte immer wieder an ihm hochzuspringen, um ihn wieder abzulecken. Kein Zweifel – Teufelchen hatte einen neuen Freund gefunden.

»Hör endlich auf, du doofer Kläffer!«, schimpfte Teufelchen. Aber sein Zorn klang nicht ganz echt. Als er einmal glaubte, dass Justin nicht hinsah, bückte er sich rasch, um den Dackel zwischen den Ohren zu kraulen. Der Hund wedelte noch heftiger mit dem Schwanz.

»Ich glaube, er mag dich«, sagte Justin grinsend.

Teufelchen versuchte regelrecht ihn mit Blicken zu durchbohren. »Ha, ha, ha!«, knurrte er. »Aber warte nur, bis sein Frauchen kommt und nach ihrem kleinen Liebling sucht. Dann ist der Spaß zu Ende!«

Justins Lächeln erlosch. Der kleine Zwischenfall hatte ihn fast vergessen lassen, dass das, was Teufelchen vorhatte, nicht besonders lustig war. »Willst du es dir nicht noch einmal überlegen?«, fragte er. »Die arme Frau wird sich zu Tode erschrecken!«

Tatsächlich sah Teufelchen Justin einen Moment lang zweifelnd an. Aber dann schüttelte er grimmig den Kopf. »Kommt überhaupt nicht in Frage«, sagte er.

Es war auch zu spät. In diesem Moment ging die Ladentür auf und die alte Frau kam heraus. Gleich würde sie sehen, dass ihr Dackel nicht mehr da war. Wie es aussah, dachte Justin traurig, hatte Teufelchen seine Prüfung bereits so gut wie bestanden.

Doch es kam anders.

Plötzlich hörte Justin ein zorniges Hupen. Erschrocken drehte er den Kopf und sah gerade noch, wie ein Ball zwischen den geparkten Autos hindurch auf die Straße rollte. Aus der anderen Richtung näherte sich ein großer,

gelb gestrichener Lastwagen mit einem aufgemalten Posthorn. Der Fahrer riss das Lenkrad herum. Reifen quietschten. Der Wagen hüpfte schlingend den Bürgersteig hinauf und hielt einen Moment lang direkt auf den Laden zu. Justin sah, wie die alte Frau erschrocken in das Geschäft zurückwich. Entsetzt hielt er die Luft an.

Es gelang dem Fahrer den Wagen im letzten Moment herumzureißen. Statt in die Schaufensterscheibe zu krachen, raste er direkt an dem Laden vorbei und kam schließlich zehn Meter weiter entfernt auf dem Bürgersteig zum Stehen. Allerdings erst, nachdem er den Fahrradständer, an dem der Dackel angebunden gewesen war, überrollt und zu etwas verwandelt hatte, das wie silberne Spaghetti aussah ...

»Ups!«, sagte Teufelchen. Vor lauter Überraschung ließ er die Hundeleine los.

Im gleichen Moment trat die alte Frau wieder aus dem Laden, sah den zermalmtten Fahrradständer und schlug erschrocken die Hand vor den Mund. »Mein Gott!«, rief sie. »Waldi! Wo ... wo ist mein Waldi? Ohgottogottogott!«

Waldi kläffte, begann wie wild mit dem Schwanz zu wedeln und flitzte auf seinen kurzen Beinen davon, noch

bevor Teufelchen wieder nach der Leine greifen konnte. Nur einen Augenblick später hatte er sein Frauchen erreicht und sprang vor ihr wie ein Gummiball auf und ab.

»Waldi!«, rief die alte Frau ungläubig. »Aber wie bist du denn ... ach, egal! Du lebst! Gott sei Dank, du lebst noch! Ich bin ja so glücklich!« Und damit schloss sie den kleinen Hund in die Arme und drückte ihn an sich.

Teufelchen machte ein verdutztes Gesicht. »Oh«, murmelte er. »Das war ...«

»Gemein«, sagte Justin grinsend. »Wirklich hundsgemein. Das hast du ganz toll gemacht. Ohne dich wäre der arme Waldi jetzt platt wie eine Briefmarke. Hast du noch mehr solcher *Gemeinheiten* auf Lager?«

Teufelchen war sprachlos. Mit offenem Mund starrte er die alte Frau an, die den Dackel immer noch an sich presste, ihn herzte und liebte wie eine Mutter ihr verloren geglaubtes Kind. Der LKW-Fahrer war mittlerweile aus seinem Wagen gestiegen und lamentierte lauthals mit dem Ladenbesitzer und einigen Passanten. Gottlob war ja niemandem etwas passiert und selbst der Sachschaden hielt sich in Grenzen.

»Das hast du wirklich ganz ausgezeichnet gemacht«,

sagte Justin hämisch. Er konnte sich vor Lachen kaum noch halten.

Teufelchen funkelte ihn an, doch bevor er etwas sagen konnte, begann die Luft zwischen ihnen zu flimmern, wie sie es manchmal über der Wüste tut oder auch über einer heißen Herdplatte. Ein riesiger Schatten erschien und Justin konnte sich gerade noch mit einem Satz in die Büsche retten, da trat Asmodis wutschnaubend auf Teufelchen zu.

»Waaaas?!«, brüllte er mit einer Stimme, die noch die Fensterscheiben auf der anderen Straßenseite klirren ließ. »Das nennst du eine böse Tat? Ist *das* vielleicht das, was du dir unter einer *Bewährung* vorstellst?«

»Nun«, sagte Teufelchen, »also, ich dachte ... ich meine, ich hatte vor ... also ...«

»Ach!«, brüllte Asmodis. »Du dachtest! Du dachtest, ich merke nicht, was du hier treibst?«

»Aber ich habe den Hund doch –«

»Gerettet!«, unterbrach ihn Asmodis. »Du hast diesen kleinen Kläffer gerettet! Und du hast sein Frauchen damit glücklich gemacht! *Glücklich!*« Er sprach das Wort aus, als wäre es etwas Ekelhaftes, und verzog auch

entsprechend das Gesicht. »Aber was kann man von einem wie dir schon erwarten? Du kommst wirklich ganz genau auf deinen Vater!«

»Aber ich ... ich habe es doch versucht«, jammerte Teufelchen.

»Ja, und das mit durchschlagendem Erfolg!«, sagte Asmodis gehässig. »Meinen herzlichen Glückwunsch! Das fängt ja gut an!« Er beugte sich wütend vor. »Damit du dir für das nächste Mal merkst, dass du etwas falsch gemacht hast, werde ich dir eine kleine Gedankenstütze verpassen!«

Er griff blitzschnell zu – und nahm Teufelchen seinen Schweif ab. Teufelchen schrie auf, presste beide Hände gegen das Hinterteil und starrte mit aufgerissenen Augen auf den quastenbewehrten Schweif, den Asmodis wie ein Lasso hin und her schwang.

»Aber ...«, stammelte er. »Aber ich ...«

»Du kriegst ihn wieder«, sagte Asmodis. »Wenn du dich beim nächsten Mal bewährst, heißt das. Bis morgen, mein kleiner Freund. Und denke daran: Mir entgeht nichts!«

Damit verschwand er.

Justin wartete vorsichtshalber noch einen Moment. Als er

sicher war, dass der Oberteufel nicht zurückkommen würde, trat er aus seinem Versteck heraus.

»Tut es ... weh?«, fragte er Teufelchen mit klopfendem Herzen.

Teufelchen schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Aber ... aber das kann er doch nicht machen! Mein ... mein Schweif!«

»Ich fürchte, das kann er doch«, seufzte Justin. Er sprach sehr leise. Teufelchen tat ihm ehrlich Leid. »Also komm«, sagte er. »Morgen wird uns etwas einfallen, um Asmodis zufrieden zu stellen. Jetzt gehen wir erst einmal nach Hause.«

Die zweite Prüfung

Da Justin keine andere Möglichkeit sah, nahm er Teufelchen an diesem Abend kurzerhand mit zu sich nach Hause – nachdem er ihm eingeschärft hatte, dass er auf gar keinen Fall etwas anstellen, oder sich in irgendeiner anderen Art bemerkbar machen dürfe.

Normalerweise sah Justin nach dem Abendessen noch eine Stunde zusammen mit seiner Mutter fern, während sich sein Vater in sein Büro unter dem Dach zurückzog. Da Justins Vater Schriftsteller war, konnte er zu Hause arbeiten. Er hatte sich den Dachboden ausgebaut und ihn mit Bücherregalen, Schreibtischen und Schränken voll gestopft. Dort oben stand auch sein Computer, den er anstelle einer Schreibmaschine benutzte. Justin kam so gut wie nie dort hinauf. Sein Vater war ein netter Kerl, der immer zu einem Scherz aufgelegt war – aber was sein Arbeitszimmer anging, verstand er nicht den geringsten Spaß. Nicht einmal Justins Mutter durfte es betreten, wenn er nicht dabei war.

An diesem Abend aber hatte Justin es eilig, wieder in sein Zimmer zurückzukehren.

Nur: Teufelchen war nicht da.

Die Ecke, in der er den ganzen Nachmittag gehockt und Löcher in die Luft gestarrt hatte, war leer. Justin blieb überrascht in der Tür stehen.

»Teufelchen?«, rief er – mit gedämpfter Stimme, damit seine Mutter ihn nicht hörte.

Er bekam keine Antwort. Sein geheimer Freund war entweder wieder zurück nach Feuerland gegangen oder ...

Justin sträubten sich sämtliche Haare, als er daran dachte, was Teufelchen vielleicht *stattdessen* getan haben konnte. Er hatte ihm zwar versprochen hier im Haus nichts anzustellen, aber so ganz sicher wusste Justin nicht, was von den Versprechungen eines *Teufels* wirklich zu halten war ...

Hastig verließ er das Zimmer und begann das gesamte Haus abzusuchen.

Teufelchen war weder im Keller noch in der Garage, noch in einem der anderen Zimmer. Als letzte Möglichkeit blieb nur der Dachboden. Schon bei dem *Gedanken* daran, dass Teufelchen dort sein könnte, begann Justins Herz schneller zu schlagen. Auf Zehenspitzen schlich er die Treppe zum Dachboden hinauf, wobei er sorgsam einen

großen Schritt über die dritte und die neunte Treppenstufe hinweg machte – beide knarrten, wenn man darauf trat. Als er den Absatz erreicht hatte, sah er, wie Teufelchen lautlos die Tür zum Dachboden aufschob und durch den Spalt schlüpfen wollte. Im allerletzten Moment packte er ihn bei den Flügeln und zerrte ihn zurück.

»Au!«, schrie Teufelchen. Er riss sich mit einer ärgerlichen Bewegung los und funkelte Justin an. »Was soll denn das?

Willst du mir die Flügel ausreißen? Hältst du dich für Asmodis?«

»Bist du verrückt geworden?«, keuchte Justin. »Du hast hier nichts zu suchen!«

»Wieso?«, fragte Teufelchen.

»Weil hier das Büro meines Vaters ist«, antwortete Justin.

»Na und?«, erkundigte sich Teufelchen ganz harmlos.

»In dem Büro steht sein Computer!«, antwortete Justin.
»Und wenn jemand daran herumfummelt, dann kann er ziemlichen Schaden anrichten, und das –«

»– wäre außerordentlich schlecht«, fiel ihm Teufelchen ins Wort. Und er tat es auf eine Art und Weise, die Justin

gar nicht gefiel. »Um nicht zu sagen, hundsgemein.«

Justin starrte ihn an. Ihm wurde heiß und kalt zugleich – vor allem, als er das schadenfrohe Grinsen sah, das sich plötzlich auf Teufelchens Gesicht breit machte.

»Das wagst du nicht!«, sagte Justin.

»Was wage ich nicht?«, fragte da eine Stimme hinter ihm. Es war sein Vater. Ohne Justins Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Und was hast du überhaupt hier oben verloren?«



Justin drehte sich hastig um und sah zu seinem Vater

hoch. Er hatte nicht einmal bemerkt, dass er aus dem Zimmer gekommen war. Natürlich hatte sein Vater Teufelchen weder gesehen noch seine Worte verstanden, aber er hatte *Justins* Worte gehört und das war schon schlimm genug.

»Nichts«, stammelte er. »Ich ... ich meine, *ich* wage es nicht, dich zu stören und ... also ...«

Er verlor vollends den Faden, biss sich auf die Unterlippe und rettete sich in ein verlegenes Grinsen, das sein Vater mit einem tiefen Stirnrunzeln beantwortete.

»Das ist sehr vernünftig«, sagte sein Vater. »Aber warum stehst du dann hier herum und führst Selbstgespräche?«

»Also ich ... ich wollte dir nur gute Nacht sagen«, stotterte Justin. »Das ist alles.«

»Aha«, sagte sein Vater. »Aber das tust du doch sonst nie.«

»Heute ... war mir einfach danach«, sagte Justin. »Also dann ... gute Nacht.«

»Du bist nicht zufällig hier, um ein Computerspiel zu spielen?«, fragte sein Vater. »Ich meine, falls ich zufällig nicht da gewesen wäre?«

»Ganz bestimmt nicht«, versicherte Justin.

»Na, dann ist es ja gut«, sagte sein Vater. »Ich muss dir nicht extra erklären, was passiert, wenn mein Computer kaputtgeht. Oder, wenn meine gespeicherten Dateien beschädigt werden ...«

Justin wäre am liebsten im Boden versunken. Sein Vater hatte ihm diesen Vortrag schon ungefähr hundertmal gehalten. »Nein«, sagte er. »Das ... das weiß ich doch.«

»Na, dann ist es ja gut«, sagte sein Vater noch mal. »Und jetzt gute Nacht.«

Justin stammelte hastig »gute Nacht«, fuhr auf dem Absatz herum und lief so schnell die Treppe hinunter, dass er fast das Gleichgewicht verloren hätte und die letzten drei Stufen mit einem unfreiwilligen Satz zurücklegte. Ohne auf die irritierten Blicke seiner Mutter zu achten, flitzte er in sein Zimmer und warf die Tür hinter sich zu.

Das war knapp gewesen! Sein Vater hatte durchaus einen Grund so eigen mit seinem Büro zu sein. Er schrieb seine Romane auf dem Computer und wenn die Daten darauf irgendwie beschädigt oder gar gelöscht wurden, *bevor* er das Manuskript an den Verlag geschickt hatte, dann waren unter Umständen Wochen, wenn nicht Monate harter Arbeit beim Teufel.

Er dachte das ganz genau so. Wortwörtlich. Und schon in der nächsten Sekunde wünschte er sich, es lieber nicht gedacht zu haben, denn vom Dachboden herab erscholl ein überraschter Ausruf, der gleich darauf in ein erschrockenes Geheul – und dann in das Wutgebrüll seines Vaters überging.

»Oh nein«, flüsterte Justin. »Bitte nicht! Das *kann* er nicht getan haben!«

Auf zitternden Knien verließ Justin sein Zimmer und ging zur Treppe. Seine Mutter kam ziemlich verstört aus dem Wohnzimmer und sah ihn nur fragend an. Bevor er jedoch irgendetwas sagen konnte, kam sein Vater die Treppe heruntergepoltert – und ein einziger Blick in sein Gesicht machte Justin klar, dass seine schlimmsten Befürchtungen Wahrheit geworden waren.

»Was ... was ist denn passiert?«, fragte seine Mutter zögernd.

»Was passiert ist!?!«, brüllte sein Vater. Er war außer sich. Eine Sekunde lang starrte er Justin mit einem Blick an, als überlegte er etwas ganz Bestimmtes. Dann zuckte er nur mit den Schultern.

»Was passiert ist? Mein Computer ist abgestürzt, das ist

passiert! Alle Programme sind hin! Als ob jemand dran rumgefummelt hätte!«

»Aber es war doch niemand in deinem Zimmer«, sagte Justin kleinlaut.

Wieder bedachte ihn sein Vater mit diesem sonderbaren, gar nicht angenehmen Blick. »Nein«, sagte er. »Ich verstehe das auch nicht. Im einen Moment war noch alles in Ordnung und dann ... *Peng*. Wie durch Zauberei. Das gesamte Betriebssystem ist hin.«

»Und was heißt das?«, fragte Mutter erschrocken. »Sind alle deine Texte ... *gelöscht*?«

»Gottlob nicht«, antwortete Vater. »Aber ich muss alles neu installieren. Das dauert sicher die ganze Nacht.« Er seufzte. »Und ich war fast fertig mit dem neuen Roman! Noch ein paar Stunden ...«

»Warum rufst du nicht im Computerladen an?«, schlug Mutter vor. »Vielleicht können die jemanden schicken, der dir hilft.«

»Zu spät«, antwortete Vater niedergeschlagen. Sein Zorn war verraucht, er sah jetzt schrecklich deprimiert aus. Justin hätte am liebsten laut losgeheult. Er konnte einfach nicht glauben, dass Teufelchen tatsächlich *so* gemein

gewesen sein sollte. Und das Allerschlimmste war: *Er selbst* hatte ihn ja erst auf die Idee gebracht. Verstohlen sah er sich um, ob er Teufelchen irgendwo entdeckte, aber sein unsichtbarer Freund war schlau genug sich in diesem Moment nicht blicken zu lassen.

»Ich kann es ja mal versuchen«, sagte Vater. Mit hängenden Schultern schlurfte er zum Telefon und wählte die Nummer des Computerladens, bei dem er das Gerät gekauft hatte. Justin ergriff die Gelegenheit unauffällig wieder in sein Zimmer zurückzukehren.

Teufelchen saß auf dem Schreibtisch, baumelte mit den Beinen und grinste über das ganze Gesicht. »Hat's geklappt?«, fragte er.

Justin starrte ihn so finster an, wie er nur konnte. »Herzlichen Dank«, sagte er. »Das war wirklich *nett* von dir. Ich könnte dir den Hals umdrehen!«

»Das wäre aber gemein«, grinste Teufelchen. »Was meinst du – ob Asmodis zufrieden ist?«

»Mein Vater hat ein halbes Jahr an dem Roman gearbeitet«, sagte Justin traurig. »Und jetzt ist vielleicht alles hin. Und ich dachte, wir sind Freunde. Aber anscheinend –«

Plötzlich hörte er draußen auf dem Flur einen überraschten Ausruf. »Du bleibst hier!«, sagte er. »Rühr dich nicht von der Stelle!«



Er öffnete die Tür, ging ins Wohnzimmer und erblickte seinen Vater, der mit fassungslos aufgerissenen Augen am Telefon stand und den Hörer anstarrte.

»Was ... was ist denn jetzt wieder passiert?«, fragte Justin zögernd. Gleichzeitig rasten seine Gedanken. Hatte sich Teufelchen vielleicht eine weitere, noch größere

Gemeinheit ausgedacht?

»Das ist ... unglaublich«, murmelte sein Vater. »Stell dir vor, das war der Verkäufer aus dem Computerladen. Sie machen Überstunden, um ihre Kunden zu warnen. Er wollte mich auch gerade anrufen.«

»Warnen? Wovor?«, fragte Justins Mutter.

»Es gibt einen neuen Computervirus!«, antwortete Vater, während er den Hörer auf die Gabel legte und noch immer den Kopf schüttelte. »Irgendein Witzbold hat einen Virus programmiert, der genau heute, und zwar vor fünf Minuten, zuschlagen sollte. Er zerstört alle gespeicherten Dateien!«

»Und?«, fragte Justins Mutter.

»Ja, verstehst du denn nicht?«, keuchte Vater. Plötzlich lachte er. »Das ... das ist ein unglaubliches Glück!«

»Glück? Dass dein Computer kaputtgegangen ist?«

»Aber natürlich!«, antwortete Vater lachend. »Ich brauche nur ein paar Stunden, um den Schaden zu reparieren und dann ist alles wieder okay. Wenn der Rechner vor fünf Minuten *eingeschaltet* gewesen wäre, dann wäre jetzt meine Festplatte kaputt! Und dann wären alle meine gespeicherten Daten gelöscht! Dass der

Rechner abgestürzt ist, ist das Beste, was mir überhaupt passieren konnte!«

Justin war sich nicht ganz sicher – aber er glaubte, etwas wie ein dumpfes Poltern aus seinem Zimmer zu hören.

Ungefähr so, als wäre dort jemand vor lauter Schreck vom Schreibtisch gefallen ...

Die dritte Prüfung

Den ganzen nächsten Tag hatte Justin darauf gewartet, seinen geheimen Freund wie aus dem Nichts auftauchen zu sehen, aber er zeigte sich nicht und allmählich begann sich Justin wirklich Sorgen um ihn zu machen.

Dabei war er anfangs regelrecht erleichtert gewesen. Auch wenn Teufelchens erste Versuche sich als würdiger Bewohner der Hölle zu erweisen, gründlich schief gegangen waren, bedeutete das ja nicht, dass es jedes Mal so glimpflich abgehen würde. Und Freundschaft hin oder her, vielleicht war es besser, wenn er nicht in der Nähe war, wenn Teufelchen seine Prüfung bestand.

Als er Teufelchen jedoch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang nicht sah, begann Justin sich in den schwärzesten Farben auszumalen, was Teufelchen in der Zwischenzeit alles zugestoßen sein könnte. Er musste natürlich auch wieder an Asmodis denken. Der Oberteufel war wirklich *sehr* wütend gewesen. Justin hoffte inständig, dass er seinem kleinen Freund nichts angetan hatte.

Auch als er das Haus verließ und zur Schule ging, zeigte sich Teufelchen nicht. Justin wurde immer nervöser. Er

war im Unterricht sehr unaufmerksam und als die Glocke zur großen Pause schellte, da war er der Erste, der auf den Hof hinausstürmte.

Teufelchen war auch nicht auf dem Schulhof.

Während der ganzen Pause sprach Justin mit niemandem, sondern wanderte nervös hin und her. Seinen Mitschülern fiel sein komisches Benehmen natürlich auf, aber Justin ging ihnen aus dem Weg und gab niemandem Gelegenheit neugierige Fragen zu stellen. Er wartete sogar, bis die Pausenklingel das erste Mal schellte, ehe er auf die Toilette ging, nur, um keinem seiner Klassenkameraden zu begegnen.

Als er sich die Hände wusch, hörte er schlurfende Schritte hinter sich und noch bevor er sich umdrehte, spürte er einen leichten Schwefelgeruch. Erleichtert wandte er sich um. Teufelchen stand mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter da. Einer seiner Flügel fehlte.

»Asmodis?«, fragte Justin mitfühlend.

Teufelchens Gesichtsausdruck wurde noch finsterer. »Ja«, sagte er. »Und dabei habe ich noch Glück gehabt. Am liebsten hätte er mir wahrscheinlich den Kopf

abgerissen.«

»Das tut mir wirklich Leid«, sagte Justin.

»Das soll es auch!«, antwortete Teufelchen giftig.

»Schließlich ist es deine Schuld.«

»*Meine* Schuld?«, fragte Justin empört. »Aber wieso denn das?«

»Na, wer ist denn auf die Idee mit dem Computer gekommen? Du hättest mal hören sollen, wie *glücklich* Asmodis war, als er erfahren hat, dass dein Vater der Einzige in der Stadt ist, dessen Computer jetzt noch funktioniert!«

Wenn Justin gesagt hätte, dass ihm das Leid täte – wäre das nicht die Wahrheit gewesen. Sollte er es etwa *bedauern*, dass sein Vater nicht drei Monate Arbeit verloren hatte? Er bemühte sich ein möglichst mitfühlendes Gesicht zu machen und fragte: »Und was willst du jetzt tun?«

Teufelchen zuckte mit den Achseln, drehte den Kopf und sah über seine linke Schulter, als habe er bei dieser Bewegung seinen Flügel vermisst.

»Ich muss mir etwas einfallen lassen«, sagte er. »Und zwar schnell. Das nächste Mal wird Asmodis ...«

Er sprach nicht aus, was Asmodis das nächste Mal mit ihm anstellen würde, sondern zog nur eine viel sagende Grimasse. »Du hast nicht zufällig eine Idee?«

»Ich?« Justin schüttelte heftig den Kopf. »Bestimmt nicht. Und ich muss jetzt wieder in die Klasse zurück.«

Wie um seine Worte zu beweisen, erscholl das Pausenklingeln zum zweiten Mal und Justin konnte hören, wie die Schüler von draußen lärmend ins Schulgebäude zurückliefen.

»Warum schwänzt du nicht einfach den Rest des Tages?«, schlug Teufelchen vor. »Wir könnten zusammen in den Park gehen.« »Und du hättest deine böse Tat für heute, indem du mich überredet hast blauzumachen, wie?« Justin schüttelte heftig den Kopf. »Darauf falle ich nicht herein.« Er wollte zur Tür gehen, aber Teufelchen verstellte ihm den Weg. »Warum denn nicht?«, fragte er. »Wir hätten beide etwas davon. Ich hätte meine böse Tat und du den Rest des Tages frei. Das ist doch besser, als in der Klasse herumzuhocken und Mathe zu büffeln.«

»Gib dir keine Mühe«, antwortete Justin. »Ich schwänze nicht. Außerdem *freue* ich mich auf die nächste Stunde.«

Teufelchen blinzelte. »Du ... *freust* dich auf die Schule?«,

fragte er ungläubig. »Das glaube ich nicht. Niemand geht gerne zur Schule!«

»Du kennst eben Herrn Weller nicht, unseren Physiklehrer«, antwortete Justin. »Der Unterricht bei ihm macht einen Riesenspaß. Er macht spannende Experimente und ist immer zu einem Scherz aufgelegt. Die ganze Klasse geht gerne in seinen Unterricht.«

Ein paar Sekunden lang sah Teufelchen ihn sehr nachdenklich an – und dann erschien ein Ausdruck auf seinem Gesicht, den Justin nicht nur kannte, sondern der ihm auch ganz und gar nicht gefiel.

»Moment mal!«, sagte er. »Du willst doch nicht etwa –«
Aber es war zu spät. Teufelchen grinste ein durch und durch teuflisches Grinsen – und verschwand.

»Oh nein!«, stöhnte Justin, fuhr herum und flitzte wie ein geölter Blitz ins Schulgebäude zurück.

Seine Eile wäre allerdings gar nicht nötig gewesen. Er war zwar der Letzte, der die Treppe zum Physiksaal hinaufstürmte, aber er kam nicht in die Klasse. Alle seine Klassenkameraden und Herr Weller standen auf dem Flur vor dem Physiksaal.

»Was ist denn los?«, fragte Justin.

»Keine Ahnung«, antwortete einer seiner Mitschüler.

»Die Tür geht nicht auf.«

»Wieso?«, fragte Justin. »Ich meine – Herr Weller hat doch den Schlüssel, oder?«

Er wartete die Antwort seines Mitschülers gar nicht erst ab, sondern drängelte sich nach vorne durch. Was er sah, bestätigte genau das, was er insgeheim befürchtet hatte: Herr Weller machte sich fluchend und immer ungeduldiger an der Tür zu schaffen, die sich beharrlich weigerte aufzugehen.

»Das kann doch alles nicht wahr sein!«, sagte Herr Weller aufgebracht. »Das Schloss ist letzte Woche erst ausgewechselt worden und jetzt klemmt es schon wieder!«

Er drehte noch kräftiger am Schlüssel – und trat mit einem überraschten Ausruf zurück, als der Schlüssel im Schloss abbrach. »Also, das ist doch.«

»Und ... was jetzt?«, fragte Justin leise.

»Na, was schon«, murrte Herr Weller. »Ich fürchte, der Physikunterricht muss für heute ausfallen. Geht zurück in euer Klassenzimmer. Ich werde nach dem Hausmeister suchen, damit er dieses vermaledeite Schloss aufbricht!«

Ein enttäuschtes Murmeln und Raunen machte sich unter

den Schülern breit. Statt spannender physikalischer Experimente und einer Doppelstunde mit dem beliebtesten Lehrer der Schule erwarteten sie jetzt irgendwelche stinklangweiligen Vertretungsstunden in Mathematik, Erdkunde, Deutsch oder irgendeinem anderen Fach. Justin war der Einzige, der nicht enttäuscht war. *Er* war ziemlich wütend, denn er konnte sich sehr gut denken, wer hinter diesem *unglücklichen Zufall* steckte. Zornig sah er sich um und entdeckte tatsächlich einen von zwei kleinen spitzen Hörnern gekrönten Haarschopf zwischen den Köpfen seiner Mitschüler.

Entschlossen stapfte er davon, bis er außer Hörweite der anderen Schüler war. »Komm sofort hierher!«, murmelte er. »Auf der Stelle!«

Teufelchen grinste breit und schlenderte gemächlich näher. »Ich hab dir doch gesagt, dass du den Rest des Tages blaumachen sollst«, sagte er feixend. »Du hättest besser auf mich hören sollen. Jetzt musst du wirklich Mathe pauken.«

»Das war nicht witzig!«, grollte Justin. »Du hast nicht nur mir den Spaß verdorben, sondern allen anderen auch.«

»Tatsächlich?« Teufelchens Augen leuchteten vor Freude

auf. »Du meinst, das war so richtig fies gemein?«

»Wenn du so weitermachst, dann erlebst du bald, wie es ist, wenn *ich* so richtig fies gemein werde!«, versprach Justin. »Ich kann dich ja verstehen, aber könntest du deine *Prüfungen* vielleicht so erledigen, dass nicht immer *ich* der Leidtragende bin?«

»Aber seinen Freunden eins auszuwischen, ist doch ganz besonders gemein!«, sagte Teufelchen fröhlich. »Oder?«

Justin holte tief Luft zu einer passenden Antwort, aber er kam nicht mehr dazu, denn in diesem Moment begann Herr Weller aufgeregt mit beiden Händen in der Luft herumzuwedeln. »Zurück!«, rief er. »Weg von der Tür, schnell!«

Die Schüler gehorchten, noch immer murrend, aber auch ungewöhnlich schnell. Und kaum war der Blick auf die Tür wieder frei, da verstand Justin auch, warum: Unter der Tür und aus dem Schlüsselloch quoll dünner, graublauer Rauch heraus. Ein scharfer Geruch wie von schmorendem Plastik lag in der Luft.

»Was ... ist denn da los?«, fragte Teufelchen misstrauisch.

»Geht sofort auf den Hof hinaus!«, sagte Herr Weller

ruhig, aber mit großem Nachdruck in der Stimme. »Genau wie bei den Feuerübungen, die wir abgehalten haben! Schnell.«

Die Schüler gehorchten. Rasch stellten sie sich in einer Zweierreihe auf und marschierten zügig die Treppe hinunter. Nur Justin und Teufelchen blieben zurück.

»Justin?«, fragte Herr Weller. »Hast du mich nicht verstanden?«

»Doch«, antwortete Justin. »Aber ... aber was ist denn da drinnen los?«

»Ich fürchte, es brennt«, antwortete Herr Weller. »Ein Schwelbrand, wie es aussieht. Unvorstellbar, wenn einer von euch die Tür geöffnet hätte.«

»Wieso?«

»Weil es dann möglicherweise eine Stichflamme gegeben hätte«, antwortete der Physiklehrer. Er schüttelte unentwegt den Kopf. »Ich darf gar nicht daran denken, was hätte passieren können!«

»Sie meinen, wenn wir die Tür geöffnet hätten –«

»– stünde hier jetzt vielleicht alles in Flammen«, führte Herr Weller den Satz zu Ende. »Möglicherweise hätte es Verletzte gegeben oder noch Schlimmeres. Dass

ausgerechnet jetzt das Schloss kaputtgegangen ist, grenzt an ein Wunder!« Er wedelte wieder mit beiden Händen. »Jetzt aber raus hier, schnell. Ich muss in den anderen Klassen Bescheid sagen und die Feuerwehr alarmieren.« Er seufzte. »Tja – sieht so aus, als hättet ihr jetzt alle den Rest des Tages schulfrei.«

Justin warf noch einen letzten Blick auf die Tür. Aus dem Schlüsselloch quoll noch immer grauer, übel riechender Rauch und jetzt glaubte er auch ein leises Zischen und Rumoren zu hören.

Aber das war nicht alles. Ganz leise, wie von weit her und nur für ihn überhaupt wahrnehmbar, hörte er Teufelchens Stimme.

»... aber ... aber das ist wirklich nicht meine Schuld, Asmodis, das musst du mir glauben. Ich habe es doch versucht! Ehrlich!«

Die vierte Prüfung

Als er Teufelchen wieder sah, war auch sein zweiter Flügel verschwunden. Es war erst am nächsten Tag auf dem Rückweg von der Schule. Teufelchen tauchte urplötzlich im Bus auf dem freien Platz neben Justin auf, mit einem Gesicht, das noch finsterer und miesepetriger war als nach der Sache mit dem Computer. Justin kam nicht einmal dazu, irgendetwas zu sagen.



»Kein Wort!«, fauchte Teufelchen. »Wenn du auch nur ein einziges Wort sagst, passiert ein Unglück, das schwöre

ich!«

Justin sagte kein Wort, aber er gab sich jetzt auch gar keine Mühe mehr ein schadenfrohes Grinsen zu unterdrücken. Teufelchen tat ihm zwar Leid, aber er konnte nun wirklich nicht behaupten, dass er es bedauerte, dass all seine Prüfungen so gründlich in die Hose gegangen waren.

Justins unverhohlene Schadenfreude entging Teufelchen natürlich keineswegs und sein Gesicht wurde noch finsterer. »Ich weiß nicht, was es da zu grinsen gibt«, fauchte er. »Wenn du gestern dabei gewesen wärst, wäre dir das Lachen gründlich vergangen, das kann ich dir sagen!«

»Ich war dabei«, erinnerte ihn Justin.

Teufelchen schüttelte heftig den Kopf. »Nicht, als Asmodis kam«, sagte er. »Allmählich wird er *wirklich* ungemütlich.«

»Wenn es dich tröstet«, antwortete Justin. »Was du gestern getan hast, war toll! Die Feuerwehrleute haben gesagt, es hätte ein großes Unglück gegeben, wenn wir die Tür aufgemacht hätten. Es war ein Schwelbrand. Wenn da plötzlich frische Luft herankommt, kann es eine richtige

Explosion geben! Möglicherweise hast du uns und unseren Lehrer davor bewahrt, jetzt im Krankenhaus zu liegen!«

Teufelchen funkelte ihn an. »Danke«, fauchte er. »Das habe ich jetzt gebraucht!«

»Nimm es nicht so schwer«, sagte Justin. »Vielleicht bist du einfach nicht zum Teufel geboren.«

»Ha, ha ha«, sagte Teufelchen und zog eine Grimasse. »Sehr witzig! Wenn ich noch ein paar Prüfungen verhaue, dann sehe ich bald so aus wie du! Nein, danke!«

Der Bus hielt an. Justin und sein für alle anderen unsichtbarer Begleiter stiegen aus und machten sich auf den kurzen Fußweg nach Hause. Sie sagten nichts, aber Justin bekam schon wieder ein schlechtes Gewissen, weil er so wenig Mitgefühl gezeigt hatte. Schließlich griff er in die Tasche, zog einen Kaugummi heraus und hielt ihn Teufelchen hin. »Magst du?«

Teufelchen lehnte stumm ab. Justin wickelte den Kaugummi aus, steckte ihn in den Mund und warf das Silberpapier achtlos zu Boden. Praktisch in der gleichen Sekunde erscholl hinter ihm eine keifende Stimme: »Aha! Hab ich dich endlich erwischt!«

Justin drehte sich erschrocken um und blickte in das

Gesicht einer etwa fünfzigjährigen Frau mit Kittelschürze und Kopftuch, die einen Staubwedel in der linken und eine Kehrschaufel in der rechten Hand trug. »Was fällt dir ein, du Lümmel?«, keifte sie. »Seit wann ist mein Vorgarten denn eine Müllkippe? Nimm deinen Abfall gefälligst mit nach Hause!«

Justin bückte sich hastig nach dem Papier, steckte es ein und murmelte eine Entschuldigung, dann trollte er sich, so schnell er konnte. Als sie ein paar Meter entfernt waren, sah er noch einmal über die Schulter zurück. Die grauhaarige Frau blickte ihm kopfschüttelnd nach, drehte sich dann um und ging in ihr Haus zurück. Unterwegs blieb sie allerdings zweimal stehen, um etwas vom Rasen aufzuheben – und das, obwohl ihr Vorgarten so sauber war, dass man meinte vom Boden essen zu können.

»Wer war denn *das*?«, fragte Teufelchen erstaunt.

»Frau Fels«, antwortete Justin. »Eine richtige Xanthippe!«

»Und wieso lässt du dir diesen Ton von ihr gefallen?«, fragte Teufelchen. »Ich würde ihr –«

»Weil sie Recht hat«, unterbrach ihn Justin. »Man wirft seinen Müll nicht einfach auf die Straße.« Insgeheim hatte

er sich über Frau Fels' Ton allerdings schon geärgert. Sie hatte zwar Recht, aber sie hätte es schon ein bisschen freundlicher sagen können.

»Sie ist ein richtiger Putzteufel«, fuhr er fort. »Ich war einmal bei ihr zu Hause. Unglaublich! Bei ihr ist es so sauber, dass es schon wieder ungemütlich ist! Wenn jemand auch nur eine Türklinke anfasst, rennt sie sofort hin und wischt sie ab!«

»Ein Teufel?«, fragte Teufelchen interessiert. »Aber sie hat gar keine Hörner!«

Justin lachte. »Das sagt man nur so, wenn jemand übertreibt. Bei ihr zu Hause ist es so steril wie in einem Krankenhaus! Jedes Teil steht genau an seinem Platz, jede Gardine ist wie mit dem Millimetermaß aufgehängt, jeder Teller im Schrank genauestens ausgerichtet.«

Teufelchen legte nachdenklich die Stirn in Falten, aber Justin schüttelte den Kopf und sagte ganz ruhig. »Jetzt komm bloß nicht auf dumme Gedanken. Wenn du ihr Haus verwüdest, tust du ihr nur einen Gefallen.«

»Warum denn das?«, fragte Teufelchen. Es klang enttäuscht.

»Sie ist nur wirklich glücklich, wenn sie putzen und

aufräumen kann«, sagte Justin. »Sie wäre übergücklich, wenn sie das ganze Haus renovieren dürfte.«

»Oh«, sagte Teufelchen.

»Also überleg dir, was du tust«, sagte Justin.

»Ansonsten sehe ich schwarz für deine nächste Begegnung mit Asmodis.«

Teufelchen sagte nichts dazu, aber der nachdenkliche Ausdruck blieb auf seinem Gesicht. Nach ein paar Schritten blieb er stehen, drehte sich zu Frau Fels' Haus um und sah es konzentriert an.

»Was tust du da?«, fragte Justin alarmiert.

Teufelchen grinste. »Nichts«, sagte er. »Schon erledigt.«

»Was ist erledigt?«, fragte Justin. »Teufelchen, du hast doch nicht –?«

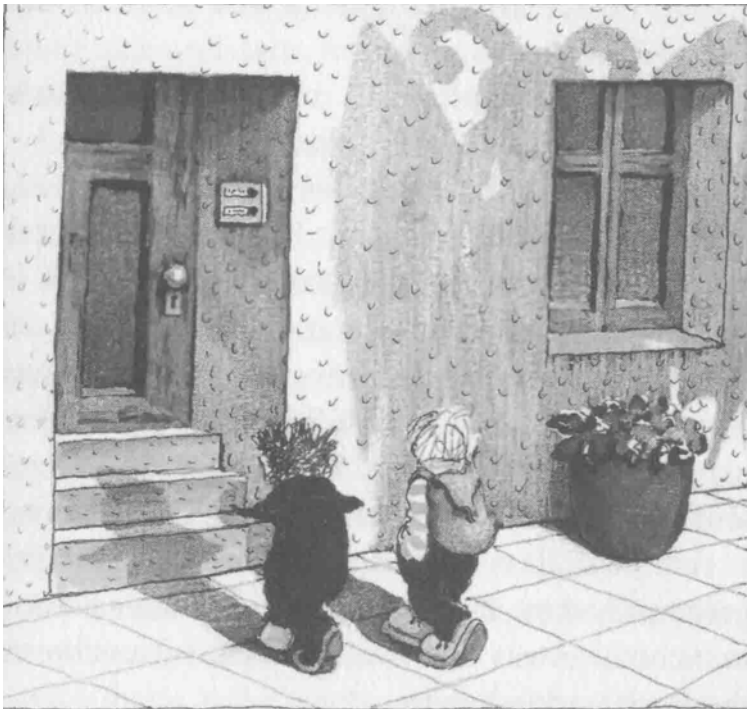
»Keine Angst«, grinste Teufelchen. »Ich habe kein bisschen Unordnung gemacht. Mein unheiliges Ehrenwort.«

Justin hätte ihm ja gerne geglaubt, aber er kannte das verräterische Glitzern in Teufelchens Augen zu gut. Außerdem hatte er das Gefühl, dass vom *Ehrenwort* eines Teufels möglicherweise nicht allzu viel zu halten war. Nachdenklich sah er zu dem Haus zurück, in dem Frau

Fels wohnte. Zumindest hörte er noch keine Entsetzenschreie.

Als sie sich Justins Haus näherten, glaubte er neben der Tür einen Schatten zu sehen. Einen riesigen, gehörnten Schatten, aus dessen Rücken ein gewaltiges Flügelpaar wuchs.

»Asmodis?«, flüsterte er.



Teufelchen nickte unmerklich. »Er beobachtet uns«, presste er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Justin und Teufelchen gingen mit klopfendem Herzen an dem gewaltigen Schatten vorbei, doch nichts geschah. Asmodis schien – wenigstens in diesem Moment – nicht mehr wütend auf Teufelchen zu sein. Teufelchen atmete hörbar auf.

»Was hast du getan?«, fragte Justin, kaum dass sie im Haus waren.

»Nichts«, behauptete Teufelchen.

»Nichts!« Justin runzelte die Stirn. »Also, ich kann mir nicht vorstellen, dass Asmodis sich mit *nichts* zufrieden gibt.«

»Anscheinend schon«, behauptete Teufelchen. »Was ist? Wartest du darauf, dass er mir wieder etwas tut? Du bist mir vielleicht ein schöner Freund!«

»He, he!«, protestierte Justin. »So war das doch nicht –«
Aber er sprach nur noch mit dem leeren Hausflur. Teufelchen war verschwunden.

Enttäuscht ging Justin in sein Zimmer und machte seine Hausaufgaben. Er versuchte Teufelchen – und vor allem die Frage, was um alles in der Welt er Frau Fels angetan

haben mochte, aus seinen Gedanken zu verdrängen. Aber es gelang ihm nicht. Asmodis so offenkundige Zufriedenheit beunruhigte ihn sehr. Etwas, das dem Oberteufel gefiel, *konnte* nicht gut sein. Außerdem tat es ihm Leid, dass Teufelchen und er sich im Streit getrennt hatten. Auch wenn sein geheimer Freund manchmal etwas anstrengend war, so mochte er ihn doch wirklich gern.

Beim Abendessen sah er Teufelchen wieder. Sie hatten sich gerade zusammen an den Tisch gesetzt, als Teufelchen wie aus dem Nichts auf dem freien Platz neben Justins Vater auftauchte – natürlich nur für Justin sichtbar.

Noch deutlicher sichtbar war das diabolische Grinsen, das auf seinem Gesicht lag – und das nun wiederum dazu führte, dass Justin deutlich blass wurde.

Seinem Vater fiel das natürlich auf. Stirnrunzelnd sah er erst Justin, dann den leeren Platz neben sich und dann wieder Justin an. »Ist irgendetwas?«, fragte er.

Justin schüttelte hastig den Kopf und begann zu essen. »Nichts«, versicherte er. »Ich musste nur ... an etwas denken.«

»Und an was?«, fragte sein Vater.

»Ich ... hatte heute einen kleinen Zusammenstoß mit Frau

Fels«, sagte er, weil ihm in der Eile nichts Besseres einfiel. »Ich habe ein Kaugummipapier auf ihren Rasen geworfen und da hat sie fast der Schlag getroffen.«

Teufelchen grinste noch breiter.

»Das tut man ja auch nicht«, sagte Justins Mutter vorwurfsvoll.

»Ich habe es ja auch sofort wieder aufgehoben«, verteidigte sich Justin. »Trotzdem hat sie sich aufgeführt wie wild.«

»Du kennst sie doch«, sagte seine Mutter. »Mach dir nichts draus. So ist sie nun einmal.«

»Falsch«, sagte Justins Vater.

Justin und seine Mutter blickten ihn fragend an. Teufelchen auch.

»Es ist komisch, dass du gerade davon anfängst«, sagte sein Vater. »Ich habe nämlich vorhin *Herrn* Fels getroffen und mich lange mit ihm unterhalten.«

»Und?«, fragte Justin. Er hatte plötzlich ein sehr, sehr ungutes Gefühl.

»Oh, Herr Fels ist übergücklich«, antwortete Justins Vater. »Und Frau Fels auch.«

»Übergücklich?« Justin blinzelte. Teufelchens Grinsen

erstarrte.

»Stellt euch nur vor, was passiert ist«, fuhr Vater fort.

»Frau Fels ist von ihrem Sauberkeitswahn geheilt.«

»Wie bitte?«, fragte Justins Mutter.

Teufelchens Augen wurden rund vor Schrecken.

»Ja wirklich!«, bestätigte Vater. »Von einer Sekunde auf die andere! Plötzlich machten ihr ein wenig Staub und Unordnung gar nichts mehr aus, stellt euch vor! Herr Fels hat mir erzählt, dass die arme Frau selbst unter ihrem Putzfimmel gelitten hat. Aber sie konnte einfach nicht anders.«

»Und jetzt ist es ... vorbei?«, fragte Justin zögernd.

»Ja. Ganz plötzlich. Wie durch Zauberei. Ist das nicht erstaunlich? Die beiden sind das erste Mal seit langer Zeit wieder glücklich. Sie hatten oft Streit, weil Frau Fels es mit dem Putzen und Aufräumen so übertrieben hat.«

Justin blickte auf den scheinbar leeren Stuhl neben seinem Vater. Teufelchen war leichenblass geworden. Er saß wie erstarrt da.

Und er rührte sich auch nicht, als plötzlich zwei schattenhafte Hände wie aus dem Nichts hinter ihm auftauchten, mit spitzen Fingern nach seinen Hörnern

griffen und sie mit einer einzigen Bewegung abbrechen.

Die fünfte Prüfung

»Meine Zeit wird knapp.« Teufelchen trat übellaunig mit seinem Pferdefuß nach einem Stein, der quer über die Straße flog und mit einem Rascheln in einem Haufen Herbstlaub verschwand, der im Rinnstein lag.



Einen Moment später raschelte es wieder. Eine kleine, graue Maus schoss aus dem Laub hervor und verschwand im Gebüsch.

Ein enttäuschtes Maunzen erklang. Kaum einen Meter neben dem Laubhaufen hatte eine pechschwarze Katze auf der Lauer gelegen und lief nun beleidigt davon.

»Na, wenigstens ärgert sie sich«, sagte Teufelchen und zog die Nase hoch. »Auch wenn ich nicht glaube, dass Asmodis damit zufrieden sein wird.«

»Außerdem sieht die Maus das wahrscheinlich anders«, fügte Justin hinzu.

Teufelchen seufzte. »Es ist zum Verrücktwerden!«, sagte er. »Allmählich frage ich mich, ob ein Segen auf mir lastet.« Er kratzte sich am Kopf, dort, wo seine Hörner gewesen waren.

»Was ist eigentlich so schlimm daran, wenn du die Prüfung nicht bestehst?«, wollte Justin wissen. »Ich meine, dann wirst du eben *kein* Oberteufel. Na und?«

»Darum geht es doch gar nicht«, seufzte Teufelchen. »Es ist nur so, dass ...«

Er sprach nicht weiter, sondern starrte einen Moment

lang zu Boden, zuckte mit den flügellosen Schultern und trat nach dem nächsten Stein. Er hüpfte über die Straße und prallte gegen den Reifen eines Wagens, der in diesem Moment am gegenüberliegenden Bordstein hielt. Ein dunkelhaariger Mann stieg aus und hievte eine steinerne Blumenschale aus dem Kofferraum. Darin wuchs allerdings keine Blume, sondern ein winziger Baum; allerhöchstens dreißig Zentimeter groß.

»Was ist denn das?«, fragte Teufelchen. »Was macht der denn da?« Der Anblick des winzigen Baumes in der Schale schien ihn neugierig zu machen.

Justin antwortete: »Das ist unser Nachbar, Herr Heinz. Er sammelt Bäume.«

»Bäume?« fragte Teufelchen weiter, während sie zusahen, wie Herr Heinz mit der offensichtlich schweren Steinschale vorsichtig die Auffahrt zu seinem Haus hinaufbalancierte. »Kann er sich keinen großen Baum leisten?«

Justin lächelte. »Diese kleinen Bäume nennt man Bonsais«, erklärte er. »Sie kommen aus Japan. Je kleiner sie sind, desto wertvoller sind sie. Es ist eine uralte Kunst, sie so winzig klein zu züchten, hab ich gehört.«

»Und was ist so toll daran, einen besonders kleinen Baum zu haben?«, wollte Teufelchen wissen.

Justin zuckte abermals mit den Schultern. »Das musst du schon Herrn Heinz fragen«, antwortete er. »Auf jeden Fall ist er sehr stolz auf seine Bäume. Er hat schon eine ganze Menge Preise dafür bekommen und –«

Er verstummte und sah Teufelchen erschrocken an. Einen winzigen Moment zu spät war ihm eingefallen, was er mit diesen Worten unter Umständen anrichten würde.

»Interessant«, sagte Teufelchen.

Justin gab sich alle Mühe nach außen ruhig zu wirken. »Jetzt komm nicht schon wieder auf irgendwelche dummen Ideen«, sagte er. »Oder muss ich dich daran erinnern, was das letzte Mal passiert ist, als du einem unserer Nachbarn eins auswischen wolltest?«

»Nein«, antwortete Teufelchen zerknirscht. »Ist ja schon gut! Ich verspreche dir ihm nichts zu tun.«

»Und seinen Bäumen auch nicht«, fügte Justin hinzu.

Teufelchen sah ihn einen Moment lang fast wütend an, dann nickte er. Trotzdem blickte er das Haus, in dem Herr Heinz wohnte, weiter auf eine Art und Weise an, die Justin deutliches Unbehagen bereitete.

Um Teufelchen abzulenken, fing Justin noch einmal von dem Thema an, über das sie vorher gesprochen hatten.

»Was wäre denn so schlimm daran, wenn du die Prüfung nicht bestehen würdest?«, fragte er. »Ich meine: Dann bleibst du eben ein ganz normaler Teufel. An unserer Freundschaft würde das nichts ändern ... Und ehrlich gesagt, kann ich mir gar nicht vorstellen, dass du dich in der Gesellschaft von solchen Typen wie Asmodis besonders wohl fühlst.«

Allein bei der Erwähnung des Oberteufels fuhr Teufelchen zusammen. Aber nach zwei oder drei Sekunden nickte er. »Ich auch nicht«, gestand er. »Aber es geht auch nicht um mich.« Er wandte flüchtig den Blick und sah wieder zum Nachbarhaus hin.

Justin fragte hastig: »Sondern?«

»Um meine Eltern«, gestand Teufelchen.

»Deine *Eltern*?« Justin verstand nun gar nichts mehr.

»Du hast Vater und Mutter doch gesehen.«

»Ja«, antwortete Justin. Er war sich nicht sicher, ob er seinem Freund damit wirklich einen Gefallen tat, aber nach einer Sekunde fügte er hinzu: »So schlimm kamen sie mir gar nicht vor.«

Teufelchen war jedoch nicht beleidigt, sah aber plötzlich ein bisschen traurig aus.

»Das ist ja gerade das Problem«, sagte er. »Mein Vater ist damals auch durch die Teufelsprüfung gefallen. Deshalb dürfen wir nur in der Vorhölle leben. Asmodis meint, unsere ganze Familie wäre eine reine Schande für alle Dämonen. Meine Eltern und ich leben sozusagen auf Bewährung dort.«

»Oh«, sagte Justin überrascht. »Du meinst, wenn du die Prüfung nicht bestehst ...«

»... dann könnte es gut sein, dass wir ganz aus der Hölle herausfliegen«, führte Teufelchen den Satz zu Ende.

Niedergeschlagen und ohne Justin direkt anzublicken, fügte er hinzu: »Verstehst du jetzt, wie furchtbar wichtig es für mich ist, dass ich mich bewähre?«

Justin verstand ihn sehr gut. Er versuchte sich vorzustellen, wie es wohl wäre, wenn *er* sich in einer Situation befände, bei der nicht nur sein Schicksal, sondern auch das seiner Familie ganz allein von ihm abhinge. Es war kein schöner Gedanke. Justins Vater redete oft von Verantwortung und davon, dass man manche Dinge eben tun musste, auch wenn sie einem gar

nicht wirklich gefielen. Justin hatte niemals richtig verstanden, was er damit überhaupt meinte. Jetzt glaubte er zum ersten Mal eine Ahnung zu haben, wovon sein Vater sprach. Er *wollte* Teufelchen ja helfen, aber wie konnte er das tun? Schließlich konnte er nicht tatenlos dabei zusehen oder sogar *mithelfen*, wenn einem anderen Menschen Schaden zugefügt wurde, der mit dieser ganzen Geschichte nichts zu tun hatte.

Er wollte ein paar tröstende Worte zu Teufelchen sagen, doch er kam nicht dazu, denn in diesem Moment erscholl aus dem Haus von Herrn Heinz ein gewaltiges Klirren, Scheppern und Bersten und eine Sekunde später hörte Justin die Stimme seines Nachbarn, der etwas schrie, was er nicht verstand.

Entsetzt drehte er sich zu Teufelchen um. »Was hast du getan?!«, fragte er.

Teufelchen zuckte unglücklich mit den Schultern. »Das, was ich tun musste«, sagte er.

»Du hattest mir versprochen ...« Justin sprach den Satz nicht zu Ende, sondern fuhr auf dem Absatz herum und lief mit großen Schritten auf das Nachbarhaus zu.

Er war nicht der Einzige, der das – übrigens immer noch

anhaltende – Gebrüll seines Nachbarn hörte. Noch bevor Justin an der Haustür ankam, erschienen sein Vater und seine Mutter auf der Straße, die den Krach ebenfalls gehört haben mussten. Auch sie kamen im Sturmschritt heran. Herr Heinz hatte die Haustür hinter sich offen stehen lassen, sodass sie hineingelangen konnten, ohne klingeln zu müssen. Normalerweise hätten weder Justin noch seine Eltern dies getan, aber aus dem Inneren des Hauses drang noch immer die schrille, fassungslose Stimme ihres Nachbarn und sie klang ganz so, als wäre etwas passiert; etwas Schlimmes. Hastig traten sie ein, durchquerten das Wohnzimmer und eilten in den Wintergarten, in dem Herr Heinz seine Sammlung von Zwergbäumen aufbewahrte. Besonders viel war nicht davon übrig geblieben. Weder von den Bäumen, noch vom Wintergarten selbst.

Der Anblick verschlug Justin die Sprache. Die meisten Bäume waren von den Regalen gestürzt und lagen am Boden verstreut. Etliche der kunstvoll getöpften Schalen, in denen sie gestanden hatten, waren zerbrochen und überall lagen scharfkantige Glassplitter, sodass es hörbar knirschte, als seine Eltern und er sich durch den

Raum bewegten.

Herr Heinz selbst hockte auf den Knien, schüttelte ununterbrochen den Kopf und starrte fassungslos den mindestens vier Meter hohen Baum an, der vor ihm aus den Scherben einer auseinander geborstenen Tonschale wuchs.

Justin erkannte sie sofort wieder: Es war die Schale, die Herr Heinz vor wenigen Minuten aus dem Auto getragen hatte. Und er erkannte auch den Baum wieder. In Form und Aussehen glich er aufs Haar dem, den Herr Heinz gerade hereingebracht hatte – nur, dass er jetzt ungefähr fünfzehnmal so groß war.

»Das ist der größte Bonsai, den ich jemals gesehen habe«, sagte Justins Mutter.

Sein Vater fragte erschrocken:

»Ist Ihnen was passiert?«

Herr Heinz schien weder das eine noch das andere überhaupt gehört zu haben. Er starrte den Baum an, schüttelte immer wieder den Kopf und murmelte etwas vor sich hin, das keiner von ihnen verstand.

»Ich fürchte, das ist gar kein Bonsai«, sagte Justins Vater. »Was ist denn hier passiert, Herr Heinz?«

Wer hat das getan?«

Justin musste sich auf die Zunge beißen, um nicht anstelle ihres Nachbarn zu antworten. Zum ersten Mal war er wirklich *wütend* auf Teufelchen. Er hatte nicht nur Justin gegenüber sein Wort gebrochen, er hatte auch großen Schaden angerichtet. Justin kannte Herrn Heinz, so lange er sich erinnern konnte, und er wusste, dass dieser all seine Zeit und sehr viel Geld in dieses Gewächshaus und seinen Inhalt gesteckt hatte. Und nun war alles zerstört, in einem einzigen Augenblick.

Als Herr Heinz schließlich die Sprache wieder fand, klang seine Stimme sonderbarerweise keineswegs entsetzt.

»Sie ... Sie irren sich«, sagte er. »Das *ist* ein Bonsai.«

»Also, ich finde, er sieht aus wie ein ganz normaler Baum«, antwortete Justins Vater.

»Daran sieht man, dass Sie nichts von Bonsais verstehen«, erwiderte Herr Heinz aufgeregt.

Plötzlich sprang er auf und begann nervös von einem Bein auf das andere zu hüpfen und mit den Händen zu ringen. Er sah kein bisschen traurig aus. »Das *ist* ein Bonsai! Sehen Sie sich doch den Wuchs an! Die knorrigen Äste, die Wurzeln und die winzigen Blätter! Einen solchen

Baum habe ich noch nie gesehen! Einen solchen Bonsai zu züchten würde mindestens fünfhundert Jahre dauern! Ach, was sage ich, tausend!«

»Dann sind Sie ... nicht wütend?«, fragte Justin.

»Wütend?« Herr Heinz sah plötzlich übergücklich aus.

»Aber wie kommst du denn darauf? «

Justin machte eine weit ausholende Geste und zeigte auf das Chaos ringsum. »Na, ist doch alles zerstört.«

»Das macht nichts«, antwortete Herr Heinz lachend. »Für einen solchen Baum würde ich zehn Wintergärten opfern, ach, was sage ich: hundert. Dieser Baum ist einmalig auf der ganzen Welt, versteh doch!«

Seltsam – aber Justin war nicht einmal wirklich überrascht. Mit einem Lächeln, das Herr Heinz gar nicht zur Kenntnis nahm und das seinen Vater zu einem fragenden Stirnrunzeln veranlasste, drehte er sich herum und ging wieder auf die Straße hinaus. Genau im richtigen Moment, um Teufelchen zu sehen, der laut kreischend und Haken schlagend wie ein Hase über die Straße flitzte und einer schattenhaften, riesigen Gestalt zu entkommen versuchte, die hinter ihm her war.

Die sechste Prüfung

Herr Heinz hatte nicht übertrieben. Schon am nächsten Tag gaben sich Freunde, Kollegen und andere Bonsai-Züchter bei ihm die Türklinke in die Hand und bald gesellten sich auch die ersten Journalisten und Kameraleute hinzu. Der Riesenbonsai war eine echte Sensation und es gab am Nachmittag sogar einen kurzen Bericht darüber im Fernsehen. Und selbstverständlich war er auch in Justins Familie das Tagesgespräch Nummer eins.

Beim Abendessen erzählte sein Vater, dass man Herrn Heinz bereits einige stattliche Angebote für seinen Baum gemacht hatte. »Wird er eines davon annehmen?«, fragte Justins Mutter.

Sein Vater schüttelte heftig den Kopf. »Wo denkst du hin? Er würde diesen Baum für kein Geld der Welt verkaufen, glaub mir. Und er hat es auch nicht nötig.«

»Wieso?«, fragte Justin.

»Nun, er ist jetzt so berühmt, dass er in nächster Zeit bestimmt eine Menge Geld verdienen wird«, antwortete sein Vater. Er seufzte. »Schade.«

»Aber wieso denn?«

»Weil er dann bestimmt wegziehen wird, in ein größeres Haus – mit einem größeren Wintergarten. Die Geschichte mit dem Bonsai ist wirklich das Beste, was ihm in seinem ganzen Leben passiert ist.«

»Aber komisch ist sie schon«, sagte Justins Mutter.

Sein Vater schwieg dazu, aber er sah Justin merkwürdig durchdringend an. Nach einigen Sekunden sagte er: »Stimmt. Hier geschehen in letzter Zeit sowieso reichlich komische Dinge.«

Justin beugte sich tiefer über seinen Teller und tat so, als hätte er gar nicht verstanden, was sein Vater sagte. Zu seiner Erleichterung ging dieser auch nicht weiter auf das Thema ein, sondern schüttelte den Hemdsärmel hoch und sah auf die Armbanduhr. »Oh, schon so spät. Ich muss mich allmählich beeilen.«

»Du willst weg?«, fragte Justin.

»Nur für eine Stunde oder zwei«, antwortete sein Vater. »Ich treffe mich mit meinem Agenten. Wir müssen noch einige Dinge wegen meines neuen Buches bereden.«

Justin war froh, dass sein Vater keine Zeit hatte sich länger Gedanken über die Vorfälle der letzten Tage zu

machen.

Heute war der vorletzte Tag. Er hatte Teufelchen zwar seit dem letzten Vorfall nicht wieder gesehen, aber er wusste, dass die Frist, die Asmodis ihm gegeben hatte, morgen Abend Schlag Mitternacht ablief. Rasch verabschiedete er sich von seinem Vater und ging in sein Zimmer hinauf.

Er hatte gehofft Teufelchen dort anzutreffen, fand sein Zimmer aber leer. Vielleicht, dachte er erschrocken, würde er seinen kleinen Freund nie wieder sehen. Möglicherweise war Teufelchen ja zu dem Schluss gelangt, dass er seine Prüfungen in Justins Nähe niemals bestehen würde und versuchte sein Heil (besser gesagt: Unheil) anderen Ortes. Justin fragte sich, was wohl geschehen würde, wenn Teufelchen seine Prüfung bestand. Er war sich nicht sicher, ob sie danach noch Freunde bleiben konnten. Wer hatte jemals gehört, dass ein Mensch mit einem ausgewachsenen Teufel befreundet war?

Aus dem Kleiderschrank drang ein Klappern und Rumoren. Justin vergewisserte sich, dass seine Zimmertür geschlossen war, dann durchquerte er das Zimmer und

sagte, noch bevor er die Schranktür öffnete: »Was, zum Teufel, suchst du da drin?«

Das Innere seines Schrankes war ein einziges Durcheinander. Teufelchen saß auf einem gewaltigen Berg heruntergerissener Jacken, Hemden, Hosen und T-Shirts und versuchte verbissen seinen rechten Fuß in einen von Justins Turnschuhen zu quetschen, der ihm viel zu klein war. »Schuhe«, maulte er. »Ich brauche Schuhe!«

Justin fiel erst jetzt auf, dass Teufelchen keinen Pferdefuß mehr hatte, sondern ganz normale – wenn auch ziemlich große – Füße. »War das Asmodis?«, fragte er.

Teufelchen pfefferte den Turnschuh in die Ecke und nickte mit finsterem Gesicht. »Ja. Jetzt hat er mir auch noch den Pferdefuß genommen. Viel ist nicht übrig geblieben.« Er zog die Nase hoch. »Noch einen oder zwei Versuche und ich sehe aus wie du.«

Er stand auf, kam aus dem Schrank heraus und sah sich aufmerksam im Zimmer um. »Sind wir allein?«

»Meine Mutter ist unten und mein Vater ist nicht da«, antwortete Justin. »Er musste zu einer dringenden Verabredung.«

»Ist sie sehr wichtig?«, fragte Teufelchen.

»Ja«, antwortete Justin. »Versuch erst gar nicht ihn irgendwie aufzuhalten. Du weißt, dass das schief gehen würde.«

»So, wie alles schief geht, was ich anfangen«, seufzte Teufelchen. »Ich weiß. Ich bin ein Versager.«

»Also, jetzt übertreibst du«, antwortete Justin.

Aber Teufelchen schüttelte heftig den Kopf und zog laut die Nase hoch.



»Ich bin ein Versager«, sagte er noch einmal. »Ich bin nicht einmal in der Lage eine Maus zu ärgern. Verdammt, ich glaube, wenn ich versuchen würde einen Krieg anzufangen, dann würde ich hinterher den Friedensnobelpreis bekommen!«

Justin legte Teufelchen den Arm um die Schultern und drückte ihn freundschaftlich an sich. »Das wird schon«, sagte er. »Uns wird schon noch etwas einfallen.«

Plötzlich hatte er eine Idee. »He!«, sagte er. »Was war denn gestern?«

»Was soll gestern gewesen sein?«, fragte Teufelchen.

»Na, du hattest mir versprochen Herrn Heinz und seinen Bäumen nichts anzutun«, antwortete Justin. »Und du hast dein Wort gebrochen! Das ist ziemlich gemein!«

Für einen kurzen Moment sah Teufelchen hoffnungsvoll aus, aber dann schüttelte er wieder traurig den Kopf. »Das gilt nicht«, sagte er.

»Wieso?«

»Na, wir sind doch immer noch Freunde, oder? Ich meine: Du warst nicht *wirklich* wütend auf mich oder hast mir gar die Freundschaft gekündigt. «

»Aber warum denn auch?«, fragte Justin. »Du hast dein Wort gebrochen, das war nicht nett, aber ich weiß ja, warum du es getan hast. Du hattest keine andere Wahl!«

»Eben«, sagte Teufelchen. Er setzte sich aufs Bett und ließ den Kopf hängen. »Mir muss etwas einfallen«, murmelte er. »Irgendetwas. Asmodis' Geduld ist beinahe

erschöpft.«

Unten im Hausflur fiel eine Tür ins Schloss und einen Augenblick später hörte Justin die Stimme seines Vaters. Überrascht runzelte er die Stirn, sah zur Tür und blickte dann wieder zu Teufelchen herab.

»Ich war das nicht«, verteidigte sich Teufelchen.
»Ehrenwort!«

Justin sah ihn noch einen Moment zweifelnd an, dann drehte er sich um und verließ das Zimmer.

Sein Vater stand mit grimmigem Gesichtsausdruck in der Diele. »Ich dachte, du hast es so eilig?«, erkundigte sich Justin.

»Habe ich auch«, sagte sein Vater ärgerlich. »Aber der Wagen springt nicht an.«

»Ist er kaputt?«, erkundigte sich Justin.

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er grollend. »Ich habe heute Morgen wohl vergessen das Licht auszuschalten und jetzt ist die Batterie leer. Es ist meine Schuld, aber jetzt komme ich vielleicht zu spät zu der Verabredung mit meinem Agenten. Das ist sehr ärgerlich.«

Justin fuhr bei diesen Worten ganz leicht zusammen. Er

wünschte sich, sein Vater hätte das nicht gesagt. Und er wünschte es sich noch mehr, als er aufsah und Teufelchen am oberen Ende der Treppe erblickte. Den Ausdruck auf dessen Gesicht kannte er mittlerweile zur Genüge.

»Ich bestelle mir jetzt ein Taxi«, sagte sein Vater, griff zum Telefon, wählte die beiden ersten Ziffern der Nummer und blickte stirnrunzelnd zuerst den Hörer und dann den Apparat an.

»Was ist?«, fragte Justin.

»Die Leitung ist tot«, antwortete sein Vater. Er hängte ein, nahm wieder ab und wählte noch einmal und noch einmal und noch einmal, aber das Ergebnis war immer dasselbe. Schließlich knallte er den Hörer wütend auf die Gabel zurück. »Das darf doch nicht wahr sein!«, polterte er. »Jetzt muss ich tatsächlich mit der Straßenbahn fahren!« Er sah auf die Uhr, stieß enttäuscht die Luft aus und ließ den Arm wieder sinken. »Das hat keinen Zweck.«

Das hätte Justin ihm auch sagen können. Er war sich ganz sicher, dass auch die Straßenbahn eine Panne hatte oder eine gehörige Verspätung oder vielleicht gerade an diesem Tag die Schaffner streikten. Trotzdem fragte er: »Warum nicht?«

»Weil sie in zwei Minuten fährt und so schnell schaffe ich es nicht zur Haltestelle«, antwortete sein Vater. »Die nächste geht erst in einer Stunde. Bis dahin ist mein Agent längst wieder weg.«

»Na, dann trifft ihr euch halt ein andermal«, sagte Justin.

Sein Vater zog eine Grimasse. »Das ist leicht gesagt. Er ist viel unterwegs und kommt nur alle paar Wochen in die Stadt. Ich müsste zu ihm fahren. Das kostet eine Menge Zeit und Geld und macht sehr viele Umstände. Es ist wirklich sehr, sehr ärgerlich.« Damit drehte er sich um, warf seine Jacke in Richtung Kleiderständer (sie fiel ein gutes Stück daneben, aber er war so wütend, dass er es gar nicht merkte) und verschwand im Wohnzimmer.

Justin ging die Treppe hinauf in sein Zimmer. Teufelchen saß im Schneidersitz auf dem Bett, grinste über das ganze Gesicht und sagte fröhlich: »Entschuldigung!«

»Nein, ich entschuldige nicht«, sagte Justin. Er war wütend. »Ich zerbreche mir den Kopf, um dir zu helfen und du dankst es mir, indem du meinem Vater einen wichtigen Geschäftstermin versaust.«

»So wichtig ist er nun auch wieder nicht«, sagte Teufelchen fröhlich. Und dann fügte er noch etwas hinzu,

das ihm um ein Haar eine saftige Ohrfeige eingehandelt hätte: »Leider.«

Justin musste sich mit aller Kraft beherrschen sich nicht wirklich auf ihn zu stürzen. Es fiel ihm schwer wirklich *böse* auf Teufelchen zu sein, denn er wusste ja nur zu gut, wie viel davon abhing, dass es seinem Freund endlich gelang, Asmodis zufrieden zu stellen. Aber *böse* und *wütend*, das waren zwei grundverschiedene Dinge. Und wütend war er im Moment genug.

»Wunderbar!«, jubilierte Teufelchen. »Das hat ja gleich doppelt geklappt! Nicht nur dein Vater ist stinksauer, sondern du auch!«

Justin sah ihn eine Sekunde lang ernst an. »Stimmt«, sagte er dann. »Und darauf kannst du dir auch wirklich etwas einbilden. Vielen, vielen Dank.«

Er ging. Teufelchen rief ihm irgendetwas nach, was er nicht verstand. Er wollte auch gar nichts mehr hören. Er war sehr traurig.

Unten im Wohnzimmer hatte sein Vater seinen ärgsten Zorn zwar schon überwunden, trotzdem schien er alles andere als fröhlich zu sein. Seine Mutter hatte Kaffee gekocht und tat auch sonst alles, um Justins Vater

aufzumuntern, aber seine Laune besserte sich nicht spürbar. Justin wusste, dass er sich auf dieses Treffen gefreut hatte, denn sein Agent und er waren nicht nur Geschäftspartner, sondern auch Freunde.

Nach einer Weile schaltete sein Vater den Fernseher ein und sie sahen sich gemeinsam einen Film an. Eigentlich genoss Justin diese – seiner Meinung nach viel zu seltenen – Abende, an denen sie einfach zusammensaßen und fernsahen, sich unterhielten oder Spiele spielten. Aber an diesem Tag schlug ihm die niedergedrückte Stimmung doch sehr aufs Gemüt. Am liebsten wäre er in sein Zimmer gegangen, um allein zu sein, aber dort wäre er nicht allein. Und im Augenblick stand ihm nicht der Sinn danach Teufelchen zu sehen.

Schließlich war der Film zu Ende und seine Mutter schickte ihn ins Bett; eine Stunde später als sonst, aber da Wochenende war, war das nicht weiter schlimm. Als er ins Bad ging, um sich die Zähne zu putzen, klingelte es an der Haustür. Justin hörte, wie seine Mutter die Tür aufmachte und einen Moment später hörte er die Stimme seines Vaters, dann die eines Fremden. Sie schienen englisch zu sprechen; oder wenigstens eine Sprache, die sich in Justins

Ohren so anhörte. Neugierig verließ er das Bad und spähte um die Ecke.

Sein Vater und ein großer, schlanker Mann in einem piekfeinen Anzug standen in der Diele. Der Fremde sah auf die Uhr, während er sprach, und sein Vater wirkte so nervös, wie Justin es lange nicht mehr erlebt hatte. Irgendetwas war passiert, aber was? Hatte Teufelchen etwa wieder –?

Voll banger Vorahnungen wartete Justin, bis sein Vater und der nächtliche Besucher im Wohnzimmer verschwunden waren, dann huschte er aus dem Bad in die Küche. »Wer ist denn das? Ist etwas passiert?«, fragte er seine Mutter.

»Nein, es ist alles in Ordnung!«

Trotzdem wirkte auch sie sehr nervös und Justin wagte es nicht noch einmal zu fragen, was denn nun eigentlich los war. Er hatte plötzlich auch beinahe Angst es zu erfahren. Diesmal, dachte er, hatte Teufelchen den Bogen eindeutig überspannt. Irgendwie hatte er seine Eltern aus der Fassung gebracht.

Hastig wünschte Justin seiner Mutter eine gute Nacht und lief die Treppe hinauf. Er rannte in sein Zimmer, warf die

Tür hinter sich zu und sah sich nach Teufelchen um. Freundschaft hin oder her, wenn Teufelchen nicht eine verdammt gute Erklärung für das parat hatte, was unten im Erdgeschoss vorging, dann würde er ihm den Hals umdrehen!

Er kam jedoch nicht dazu, denn plötzlich flog die Tür seines Kleiderschranks auf und in der nächsten Sekunde sprang Teufelchen aus dem Schrank, versetzte ihm einen Stoß, der ihn hilflos nach vorne und direkt in den Schrank hinein stolpern ließ, und warf die Schranktür hinter ihm zu. Justin holte tief Luft, um protestierend loszubrüllen – und erstarrte dann mitten in der Bewegung. Nicht nur, weil ihm gerade im letzten Moment noch einfiel, dass seine Eltern unten im Erdgeschoss seine Stimme hören mussten, sondern auch weil plötzlich ein durchdringender Gestank nach Schwefel und Feuer das Zimmer erfüllte!

Durch einen schmalen Spalt zwischen den Schranktüren konnte er erkennen, wie eine riesige Gestalt mit einem gewaltigen Hörnerpaar und schrecklichen Krallenhänden unmittelbar vor Teufelchen aus dem Nichts erschien.

Asmodis!

Das war knapp gewesen! Hätte Teufelchen ihn auch nur eine Sekunde später in den Schrank geschubst, dachte Justin, dann stünde auch er jetzt dem Oberteufel gegenüber – eine Vorstellung, bei der allein ihm schon die Knie zu zittern begannen.

»Asmodis!«, sagte Teufelchen. »Diesmal habe ich es geschafft. Jetzt kann nichts mehr schiefgehen.«

Asmodis blickte die kleine Teufelsgestalt, die vor ihm stand und erwartungsvoll zu ihm hinauf sah, finster an. Sein geschuppter Teufelsschwanz bewegte sich unruhig wie der einer gereizten Katze hin und her und er hatte die Hände vor Wut zu Fäusten geballt. »Geschafft?«, grollte er. »Ja, du hast es geschafft! Du hast es geschafft, dass meine Geduld nun wirklich am Ende ist!« Er packte blitzschnell Teufelchens Schultern. Als er seine Hände wieder zurückzog, konnte Justin im allerersten Moment gar keine Veränderung feststellen, dann aber sah er, dass Teufelchens Haut nicht mehr rot war. Sie sah jetzt ganz normal aus, so wie seine eigene oder die eines x-beliebigen anderen Kindes.

Teufelchen starrte Asmodis aus aufgerissenen Augen an. Langsam hob er die Hände, blickte auf seine plötzlich so

blassen Finger hinab und dann wieder empor ins Gesicht des Oberteufels. »Aber ... aber warum denn?«, stammelte er fassungslos. »Ich ... ich habe doch alles getan!«

»Getan?« Asmodis war so wütend, dass sich Rauch aus seinen Nüstern kräuselte. Seine Augen blitzten. »Weißt du, was du getan hast?!«

»Aber ... aber Justins Vater hat seine Verabredung verpasst«, verteidigte sich Teufelchen. »Jetzt muss er extra mit dem Auto in eine andere Stadt fahren. Das kostet ihn eine Menge Zeit und Mühe und –«

»Und es verhilft ihm zu etwas, wovon er vor fünf Minuten noch nicht einmal zu träumen gewagt hätte!«, unterbrach ihn Asmodis. »Du kleiner Versager! Kannst du denn gar nichts richtig machen?«

»Aber ich ... ich verstehe nicht«, stammelte Teufelchen.

Justin in seinem Versteck im Schrank verstand noch viel weniger, was vor sich ging. Es musste wohl etwas mit dem Fremden zu tun haben, der gerade unten an der Tür geklingelt hatte. Aber was?

»Ja, das denke ich mir«, sagte Asmodis abfällig. »Du verstehst gar nichts, wie? Weißt du, wer da gerade gekommen ist? Ein berühmter Regisseur aus Amerika! Er

ist auf der Durchreise und hat zwei Stunden Zeit, bis sein Flugzeug geht. Also hat er sich auf gut Glück ins Taxi geschwungen und ist hierher gefahren, um den Vater deines *Menschenfreundes* – *bäh!* – kennen zu lernen. Jetzt werden die beiden ins Gespräch kommen und feststellen, dass sie sich sehr sympathisch sind, und in spätestens einem Jahr wird der Vater deines Freundes wohl seinen ersten Film in Hollywood drehen! Und das alles nur, weil *du* dafür gesorgt hast, dass er zufällig jetzt zu Hause ist!«

»Aber ... aber das wollte ich doch nicht«, sagte Teufelchen. Er schien den Tränen nahe zu sein.

Asmodis zeigte sich davon auch nicht beeindruckt. »Und ich habe gedacht, du wärst anders als dein Vater«, sagte er kopfschüttelnd. »Doch du bist genau wie er. Ihr beide seid eine Schande für die Hölle.«

»Aber ich ... ich tue doch mein Bestes«, verteidigte sich Teufelchen.

»Dann versuch es doch einfach mal mit deinem Schlechtesten«, grollte Asmodis. »Ich gebe dir noch eine einzige, allerletzte Chance; dir und deiner ganzen Familie! Du hast noch einen Tag. Tust du in dieser Zeit etwas, das mich davon überzeugt, dass du würdig bist dich einen

Teufel zu nennen, dann bekommst du deine Hörner und alles andere zurück und ihr dürft ab sofort wieder in der Hölle leben. Aber wenn du versagst, dann wirst du den Rest deines Lebens hier in der Welt der Menschen zubringen!«

Die siebte Prüfung

An Schlaf war in dieser Nacht kaum noch zu denken gewesen. Der nächtliche Besucher aus Amerika war zwar nach einer knappen Stunde wieder gegangen, ganz wie er es angekündigt hatte, aber Justin hatte seine Eltern noch lange und aufgeregt miteinander reden hören. Auch er selbst hatte keinen ruhigen Schlaf mehr gefunden, obwohl Teufelchen zusammen mit Asmodis aus seinem Zimmer verschwunden war und nicht wiederkam. Er machte sich nun mittlerweile wirklich *große* Sorgen um seinen Freund.

Er traf Teufelchen am nächsten Nachmittag wieder. Seine Eltern und er waren in die Stadt gefahren, um einzukaufen und die gute Neuigkeit vom Vorabend zu feiern, aber Justin war – ganz anders als gewohnt – nicht mit ins Geschäft gegangen, sondern wartete im Wagen auf dem Parkplatz, bis seine Eltern zurückkamen. Sein Vater hatte ein wenig überrascht geblickt, aber nichts dazu gesagt. Justin war eben nicht nach Feiern zumute. Ganz im Gegenteil – er freute sich natürlich für seinen Vater, aber zugleich musste er auch immer wieder an Teufelchen denken; und die teuflische Situation, in der er sich befand.

Am Anfang hatte Justin die ganze Geschichte ja noch irgendwie lustig gefunden, doch mittlerweile war ihm klar geworden, wie viel für Teufelchen – und auch dessen Eltern – auf dem Spiel stand. Und genau das war sein großes Problem: Er hätte wirklich *alles* getan, um seinem geheimen Freund zu helfen – aber wie? Teufelchen zu helfen würde bedeuten jemand anderem Schaden zuzufügen, ihm *nicht* zu helfen, *Teufelchen* Schaden zuzufügen; zumindest indirekt. Es war zum Verrücktwerden!

»Du machst ein Gesicht, als stündest *du* kurz vor dem Rauswurf, nicht ich«, sagte eine Stimme vom Rücksitz aus. Justin sah in den Rückspiegel und erblickte eine kleine, schwarzhaarige Gestalt. Teufelchen sah wie ein ganz normaler Junge aus; allerhöchstens sein pechschwarzes Haar erinnerte noch an das, was er wirklich war.

»Wie war's?«, fragte Justin mitfühlend.

Teufelchen seufzte. »Das Schlimmste hast du ja mit angesehen«, sagte er.

»Das meine ich nicht«, antwortete Justin.

»Was ... was haben deine Eltern gesagt?«

»Nichts«, antwortete Teufelchen niedergeschlagen.

»Nichts? Das glaube ich nicht.«

»Ich auch nicht«, gestand Teufelchen. »Mein Vater sagt, dass es ihm nichts ausmacht aus der Hölle geworfen zu werden, aber das sagt er bestimmt nur, um mich zu trösten.« Er schüttelte ein paar Mal den Kopf, sah aus dem Fenster und seufzte tief. Dann öffnete er die Tür, stieg aus und ging mit hängenden Schultern davon.

Justin zögerte nur einen kurzen Moment. Er hatte seinen Eltern versprochen im Wagen zu warten, aber Teufelchen brauchte jetzt einfach Hilfe; auch wenn sie vielleicht nur darin bestand, ihm zuzuhören. Kurz entschlossen stieg auch er aus und eilte hinter seinem Freund her.

»Du musst nicht mitkommen«, sagte Teufelchen, als er ihn eingeholt hatte. »Nachher kriegst du noch Ärger.«

»Das macht nichts«, antwortete Justin. »Außerdem sind meine Eltern nicht so streng. Wir müssen ja nicht weit gehen. Ich –«

Weiter kam er nicht. Hinter ihnen quietschten plötzlich Reifen. Als sie sich beide erschrocken umdrehten, bogen zwei Feuerwehrgewagen mit heulenden Sirenen und blinkenden Lichtern um die Ecke. Alle anderen Wagen

fuhren hastig rechts heran, um die Feuerwehr durchzulassen, und auch Justin trat instinktiv einen Schritt zurück, als sie an ihnen vorüberraste. Hinter der nächsten Kreuzung flackerte roter Feuerschein und über den Dächern der Häuser stand eine gewaltige, schwarze Rauchwolke.

»Da ist was passiert!«, sagte Teufelchen. »Das ist vielleicht meine letzte Chance! Los! Komm!« Er rannte los, bevor Justin auch nur einen Ton sagen konnte, und Justin musste ihm folgen, ob er wollte oder nicht. Völlig außer Atem erreichten sie die Kreuzung.

Dort herrschte ein gewaltiges Gedränge. Autos und Fußgänger blockierten die Straße fast auf ganzer Breite, sodass die Feuerwehrwagen große Mühe hatten überhaupt durchzukommen. Weiter vorne standen bereits zwei weitere Feuerwehrwagen, deren Besatzungen mit Helmen und Sauerstoffgeräten ausgerüstet ein lichterloh brennendes Wohnhaus umstellt hatten, während Polizisten in grünen Uniformen versuchten die Neugierigen zurückzuhalten. Seltsamerweise machte niemand Anstalten das brennende Haus zu löschen, obwohl die Flammen bereits aus dem Dachstuhl schlugen und die

meisten Fenster von der Hitze zerbrochen waren.

»Lass uns hier verschwinden«, sagte Justin. Ihm war unbehaglich zumute. »Wir behindern die Feuerwehr nur bei der Arbeit.«

»Prima«, sagte Teufelchen, ohne den Blick von dem brennenden Haus zu lösen. »Ist das böse?«

»Nein«, antwortete Justin ernst. »Das ist *schlecht*. Das ist ein Unterschied. Jemand könnte in Lebensgefahr geraten, nur weil hier so viele Leute herumstehen.«

Teufelchen sah ihn nachdenklich an, zuckte mit den Schultern – und ging ohne sonderliche Hast, aber trotzdem mit schnellen Schritten, weiter auf das brennende Haus zu. Justin schluckte die wütende Bemerkung herunter, die er ihm nachrufen wollte, schüttelte resignierend den Kopf und folgte ihm.

Es war gar nicht so leicht, sich bis zum Ende der Straße durchzukämpfen. Teufelchen hatte keinerlei Schwierigkeiten damit, aber Justin handelte sich ein halbes Dutzend blaue Flecke und mindestens ebenso viele blau getretene Zehen ein, ehe sie endlich die provisorische Absperrkette erreichten, die die Polizisten und einige Feuerwehrleute auf der Straße bildeten. Justin sah jetzt,

dass das Feuer noch viel schlimmer war, als es von weitem den Anschein gehabt hatte. Das Haus stand in hellen Flammen und war nicht mehr zu retten. Hitze und Qualm mussten wirklich sehr stark sein, denn die Feuerwehrleute wagten sich trotz ihrer Ausrüstung nicht in das Haus hineinzugehen.

Komischerweise löschte immer noch niemand den Brand. Die Feuerwehrmänner standen einfach nur herum und sahen gleichermaßen aufgeregt und hilflos aus. Sie hatten ihre Schläuche ausgerollt, aber es kam kein Wasser heraus.

»Wieso löscht hier denn keiner?«, fragte Justin erstaunt.

»Es gab einen Wasserrohrbruch, genau unter der Straße«, antwortete ein junger Mann, der neben ihm stand. »Sie kriegen keinen Wasserdruck.«

Es dauerte noch eine Sekunde, bis Justin überhaupt verstand, was die Worte des jungen Mannes bedeuteten. Tatsächlich hatte die Feuerwehr ihre Schläuche an einen roten Hydranten angeschlossen, der nur ein paar Meter entfernt war. Aber nichts geschah. Zwei Feuerwehrleute machten sich hektisch an dem Hydranten zu schaffen, ohne irgendetwas zu bewirken. Ein weiterer sprach nervös

und schnell in ein Handy.

»Das heißt, das Haus wird abbrennen?«, fragte Teufelchen. »Bis auf die Grundmauern?«

»Ja, das heißt es wohl«, antwortete der junge Mann. Er sah Justin empört an. »Und ich weiß nicht, warum deine Stimme dabei so begeistert klingt. Da könnten immerhin noch Leute drin sein.«

Justin blinzelte. Der junge Mann hatte Teufelchens Worte gehört, ihn aber nicht gesehen, sodass er natürlich annahm, Justin hätte das gesagt. Aber wieso konnte er ihn hören?

»So war das nicht gemeint«, sagte er schnell.

»Mit dir rede ich ja auch nicht«, antwortete der junge Mann. »Sondern mit dem kleinen schwarzhaarigen Burschen da.« Er schüttelte den Kopf.

»Wohin soll das noch führen, wenn sich Kinder heute schon am Unglück anderer freuen?«

Justin war fassungslos. Der junge Mann hatte Teufelchen nicht nur gehört, er konnte ihn *sehen!* Offensichtlich war Teufelchen inzwischen mehr Mensch, als ihm bisher bewusst gewesen war.

Plötzlich begannen einige der Feuerwehrleute aufgeregt

durcheinander zu reden und nach oben zu deuten.

Die Zuschauer schrien überrascht auf.

Hinter einem der Fenster im zweiten Stock war eine Gestalt erschienen, die mit beiden Armen gestikulierte und offensichtlich um Hilfe schrie, auch wenn man nichts hörte, weil das Prasseln der Flammen zu laut war. Es war ein Mädchen in Justins Alter.

»Ich hab es doch gesagt!«, keuchte der junge Mann. »Da ist noch jemand drin! Oh Gott!«

Justin sah, wie zwei Feuerwehrleute ihre Atemmasken aufsetzten und versuchten in das brennende Haus einzudringen. Sie schafften es nicht einmal bis durch die Tür. Feuer und Hitze schlugen ihnen entgegen und trieben sie immer wieder zurück.

»Aber warum tut denn niemand etwas! Das arme Kind!«

Einer der Feuerwehrwagen setzte sich brummend in Bewegung und rumpelte den Bürgersteig hinauf. Die große Drehleiter begann sich auseinander zu schieben und war genau auf das Fenster gerichtet, hinter dem das Mädchen zu sehen war. Aber sie bewegte sich wie in Zeitlupe.

»Das schaffen sie nicht!«, keuchte Justins Nachbar. »Das

ganze Haus wird jeden Moment zusammenbrechen!
Großer Gott!«

Wie es aussieht, hat er Recht, dachte Justin erschrocken. Die Leiter bewegte sich mit quälender Langsamkeit auf das Fenster zu, aber das Mädchen war nicht mehr zu sehen. Dafür flackerten nun auch hinter dieser Scheibe bereits rote Flammen.

Während sich die Leiter langsam weiter auf das Fenster zuschob, kletterte ein Feuerwehrmann daran hoch. Noch bevor sie ganz auseinander gefahren war, schwang er seine Axt, holte mit aller Kraft aus und zertrümmerte die Fensterscheibe samt Rahmen.

Sofort schlug ihm eine gewaltige Stichflamme entgegen. Aus der Zuschauermenge erscholl ein vielstimmiger, erschrockener Schrei. Der Feuerwehrmann prallte zurück und wäre um ein Haar von der Leiter gefallen. Lodernde Flammen leckten dicht vor ihm über das Metall und eine Sekunde später quoll schwarzer, fettiger Rauch aus dem geborstenen Fenster. Das Mädchen, das dahinter gestanden hatte, blieb verschwunden.

Justins Herz begann vor Aufregung zu hämmern. Mit weit aufgerissenen Augen sah er zu, wie sich der

Feuerwehrmann wieder hochkämpfte und noch einmal versuchte in das brennende Haus hineinzuklettern. Aber er wurde erneut von Hitze und Rauch zurückgetrieben.

»Mein Gott!«, stöhnte der junge Mann neben Justin.

»Das arme Kind! Es ... es muss tot sein!«

Plötzlich wurde wieder ein Chor überraschter Rufe laut. Justin wandte den Kopf – und riss die Augen auf.

Das blonde Mädchen, das sie alle oben am Fenster im zweiten Stock gesehen hatten, kam in diesem Augenblick hustend und mühsam nach Luft ringend aus dem Haus getaumelt; mit angesengten Haaren und schwelenden Kleidern, aber offensichtlich unverletzt.

Und für einen ganz kurzen Moment, vielleicht nur den Bruchteil einer Sekunde lang, glaubte Justin hinter ihm noch eine zweite, kleine Gestalt zu erkennen. Eigentlich nicht mehr als einen Schatten. Er tauchte ganz kurz in den Flammen auf, hob die Hand, wie um ihm zuzuwinken und verschwand dann wieder.

Justin sah sich hastig um. In der ganzen Aufregung hatte er gar nicht mehr an Teufelchen gedacht. Er musste ihn in der Menschenmenge aus den Augen verloren haben.

Vor dem Haus brach ein unbeschreiblicher Jubel aus.

Feuerwehrleute und Polizeibeamte, die das Mädchen in Empfang genommen hatten, hatten plötzlich alle Mühe die jubelnde Menschenmenge zurückzuhalten, die sich um das gerettete Kind drängte. Justin fand, dass das eine gute Gelegenheit wäre den Rückzug anzutreten. Er kämpfte sich durch die Menschenmenge hindurch und sah sich erneut um.

Teufelchen lehnte mit in den Hosentaschen vergrabenen Händen an dem kaputten Hydranten und starrte mit finsterem Gesicht zu Boden.

»Das warst du, nicht?«, fragte Justin, als er neben ihm stand.

Teufelchen sah auf. »Was?«, fragte er harmlos.

»Gib dir keine Mühe es zu leugnen«, sagte Justin. »Ich habe dich gesehen.«

»Du spinnst«, sagte Teufelchen unfreundlich. »Ich war die ganze Zeit hier. Wie kommst du auf die verrückte Idee, ich würde jemanden *retten*?!«

»Kein normaler Mensch hätte in dieses Haus gehen – *Pass auf!!!*«

Die beiden letzten Worte hatte Justin geschrien und gleichzeitig packte er Teufelchen bei den Schultern und

zog ihn mit einem Ruck zur Seite. Gerade noch rechtzeitig. Der Feuerwehrschauch, der bisher schlaff vom Hydranten heruntergehangen hatte, füllte sich schlagartig mit Wasser und zuckte für einen Moment wie eine Schlange hin und her. Hätte Justin Teufelchen nicht weggezogen, wäre er davon getroffen worden.

»Danke«, sagte Teufelchen. »Das war knapp.«

»Du hättest dich verletzen können«, sagte Justin.

Teufelchen schüttelte den Kopf. »Kaum. Wir Teufel sind nicht so leicht zu verletzen wie ihr Menschen, weißt du? Aber ich hasse Wasser. *Brrrrr*.« Er schüttelte sich. »Alle Teufel hassen Wasser wie die Pest.«

Justin grinste. »Feuer offensichtlich nicht«, sagte er mit einer Geste auf das brennende Haus. »War es sehr heiß da drin?«

»Nö«, antwortete Teufelchen. »Nicht heißer als –« Er stockte, starrte Justin eine Sekunde lang erschrocken an und schüttelte dann wieder den Kopf. »Ich weiß gar nicht, wovon du redest«, behauptete er.

»Aber du hast dem Mädchen das Leben gerettet!«, sagte Justin. »Warum leugnest du es?«

»Weil ich es nicht war«, beharrte Teufelchen. Er war

kein sehr guter Lügner, fand Justin. »Wer hätte jemals von einem Teufel gehört, der etwas *Gutes* tut?«

Justin wollte erneut widersprechen, aber dann nickte er plötzlich. »Ich verstehe«, sagte er. »Aber keine Angst. Ich werde Asmodis nichts sagen.« »Das brauchst du auch nicht«, grollte eine dunkle Stimme hinter ihnen. Teufelchen wurde kreidebleich und sprang mit einem Satz hinter den Hydranten, wie um sich dahinter zu verstecken, während Justin für eine Sekunde vor Schrecken erstarrte und sich dann langsam herumdrehte.

Hinter ihm stand Asmodis.

»Du ... du ...«, stammelte Justin. »Ich meine *Sie* ... haben alles ... gehört?«

»Was bildest du dir ein, sterblicher Dummkopf?!«, fragte Asmodis wütend. »Habt ihr tatsächlich geglaubt, ich wüßte nichts von eurer Freundschaft? Den Herrn der Hölle kann man nicht betrügen!«

»Aber ... aber ich –« Justins Stimme versagte. Er hatte furchtbare Angst.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten«, sagte Asmodis. »Ich werde dir nichts tun, denn du hast ganz in meinem Sinne gehandelt.«

»Ich?«, keuchte Justin. »Aber wieso?« Asmodis lachte. »Nun, alles, was du getan hast, hat dazu geführt, dass du deinem besten Freund schadest. Du hast Gutes gewollt, aber Schlechtes bewirkt, wenigstens für ihn. Warum also sollte ich zornig auf dich sein? Aber du, du nichtswürdiger, elender Versager!« Er wandte sich an Teufelchen, der mittlerweile fast hinter dem Hydranten verschwunden war.

»Das war deine letzte Chance! Du hast versagt und nun wirst du die Strafe dafür bekommen!« »Aber ich habe doch gar nichts getan!«, wimmerte Teufelchen. »Das ... das Feuer hatte doch gar nichts mit mir zu tun! Das war nicht meine letzte Prüfung!«

»Du hast etwas Schlimmeres getan!«, brüllte Asmodis. »Du hast einem Menschen das Leben gerettet! Ohne darüber nachzudenken, hast du dich selbst in Gefahr gebracht, noch dazu für einen Menschen, den du nicht einmal kennst! Du bist nicht würdig dich Teufel zu nennen!«

»Das ist nicht fair!«, sagte Justin. Seine Stimme zitterte vor Angst. Aber noch größer, als seine Furcht vor Asmodis, war sein Wunsch Teufelchen zu helfen.

»Fair?!« Asmodis riss ungläubig die Augen auf. Aus seinen Nasenlöchern drang Rauch und sein Teufelsschwanz zuckte wütend hin und her. »Fair?!«, brüllte er noch einmal. »Was erdreistest du dich, du Wurm? Seit wann muss der Herr der Hölle fair sein?«

»Es sind deine eigenen Regeln!«, protestierte Justin. »Du hast sie aufgestellt. Du hast Teufelchen sieben Chancen versprochen und er hat erst sechs vertan!«

Er wusste selbst nicht so genau, woher er den Mut nahm, so mit dem Herrn der Hölle zu reden – aber Asmodis wurde erstaunlicherweise nicht noch wütender, sondern sah ihn nachdenklich an. Dann lachte er hämisch.

»Du glaubst also, er könnte es noch schaffen, wie?«, fragte er. »Dieser Nichtsnutz wird nie etwas wirklich Böses tun. Er weiß nicht einmal, was das ist! Warum also sollte ich meine Zeit weiter mit ihm verschwenden?«

»Und wenn doch?«, fragte Justin. Er warf Teufelchen einen beschwörenden Blick zu. »Ich meine ... vielleicht fällt ihm ja noch etwas ein. Etwas so *richtig* Gemeines.«

»Lächerlich!«, sagte Asmodis. »Was sollte das sein?«

Die gleiche Frage stand auch in Teufelchens Augen geschrieben. Er lehnte völlig hilflos und eingeschüchtert

an dem Hydranten und sah abwechselnd Justin und Asmodis an.

»Wir haben gerade darüber gesprochen«, sagte Justin.

»Du selbst hast es doch gesagt, Asmodis.«

»Was?«, fragte der Oberteufel misstrauisch.

»Was ich getan habe«, antwortete Justin. »Ich habe jemandem geschadet, den ich mag, und damit ganz in deinem Sinne gehandelt.« Er sah Teufelchen an, verdrehte die Augen und versuchte unauffällig auf den Hydranten zu deuten.

»Und?«, fragte Asmodis. »Was soll das bedeuten ?«

Warum verstand Teufelchen ihn denn nicht? Wenn er *noch* deutlicher wurde, würde Asmodis den Braten riechen. »Wenn man zum Beispiel jemandem aus der eigenen Sippe etwas antun würde, was er wie die Pest hasst, wäre das gemein?«

»Das wäre es«, bestätigte Asmodis. »Und es wäre ...« Er stockte. Seine Augen wurden groß. Und plötzlich schrie er auf, fuhr auf dem Absatz herum und wollte sich auf Teufelchen stürzen.

Doch es war zu spät. Teufelchen hatte endlich begriffen, was Justin ihm sagen wollte.



Mit einer schnellen Bewegung bückte er sich, hob den Feuerwehrschauch auf und richtete die Spritze auf den Oberteufel. Ein fast armdicker Wasserstrahl schoss aus dem Schlauch, traf Asmodis vor die Brust und ließ ihn zurücktaumeln.

Der Oberteufel heulte schrill auf. Er begann mit den Flügeln zu schlagen, hob schützend die Hände vor das Gesicht und heulte immer schriller und lauter, aber Teufelchens Wasserstrahl ließ ihn nicht los. Brüllend, prustend und Rauch und Feuer spuckend taumelte Asmodis über die Straße, bis er schließlich in einer gewaltigen Rauch- und Flammenwolke verschwand.

Teufelchen ließ grinsend den Wasserschlauch fallen.
»Na?«, fragte er fröhlich. »Wie war das?«
»Gemein«, bestätigte Justin.
»Regelrecht teuflisch«, fügte Teufelchen hinzu. »Was
meinst du – ob das für Asmodis' Geschmack jetzt endlich
böse genug war?«

Die neuen Nachbarn

Die Antwort auf diese Frage sollten die beiden eher bekommen, als sie ahnten. Zunächst aber kamen zwei Feuerwehrleute und ein ziemlich verärgert dreinblickender Polizist auf sie zu. Sie hatten gesehen, dass Teufelchen mit dem Wasserschlauch durch die Gegend gespritzt hatte. Deshalb zog Justin es vor, schleunigst das Weite zu suchen. Teufelchen hatte ihn noch ein Stück begleitet, war dann aber verschwunden, ehe sie das Auto von Justins Eltern auf dem Parkplatz erreicht hatten. Die Eltern waren aufgehalten worden und kamen erst kurz nach Justin zum Auto zurück, sodass sie seine Abwesenheit gar nicht bemerkt hatten.

Justin hatte sich mittlerweile schon daran gewöhnt, dass Teufelchen plötzlich verschwand. Er rechnete frühestens am nächsten Tag mit ihm, obwohl er darauf brannte zu erfahren, wie Teufelchens letzte Missetat gewertet wurde.

Aber Teufelchen erschien nicht erst am nächsten Tag. Es verging nicht einmal eine viertel Stunde, bis Justin seinen Freund wiedersah: Sie hatten kaum das Haus betreten, seine Mutter war gerade in der Küche verschwunden, da

erschien Teufelchen unmittelbar vor Justin aus dem Nichts. Noch bevor Justin Zeit hatte zu erschrecken, sprudelte Teufelchen auch schon los: »Du musst mir helfen! Bitte!«

»Bist du verrückt?«, entfuhr es Justin. Hastig sah er sich um. Er konnte seine Mutter in der Küche hantieren hören; sie würde gleich den Kopf durch die Tür stecken – und dann würde sie Teufelchen sehen! »Was tust du hier?«

»Bei uns zu Hause ist der Teufel los!«, unterbrach ihn Teufelchen. »Ich brauche dich! Bitte!« Und damit griff er nach Justins Hand, schloss die Augen – und die beiden fanden sich unvermittelt in der riesigen, nach Schwefel und Hitze riechenden Höhle wieder.

Justin riss seine Hand los und taumelte einen halben Schritt zurück. Er wusste, wo sie waren: In dem Vulkan auf Feuerland, in dem Teufelchen mit seiner Familie lebte. »Aber was – « begann er, wurde allerdings sofort wieder von Teufelchen unterbrochen: »Halt bloß die Klappe! Asmodis ist hier! Wenn er dich sieht, ist es um uns geschehen!«

»Warum hast du mich dann überhaupt hierher gebracht?«, fragte Justin. Er sah sich um. Er hatte wirklich

keine besondere Lust dem Oberteufel wieder zu begegnen.
Und schon gar nicht *hier*.

»Damit du meinen Eltern sagst, wie es wirklich war!«, antwortete Teufelchen. »Bitte, du *musst* ihnen erzählen, dass ich nicht absichtlich eine gute Tat getan habe! Aber jetzt versteck dich! Asmodis kommt!«

Das musste er Justin nicht zweimal sagen. Auch er hatte die Stimme des Oberteufels gehört und huschte, so schnell es ging, in eine Felsspalte.

Keine Sekunde zu früh! Kaum war Justin in Deckung, tauchten Teufelchens Eltern in der Höhle auf, dicht gefolgt von einem immer noch triefnassen Asmodis, der vor Wut schäumte.

»... wird nicht ohne Folgen bleiben, das schwöre ich bei allem, was mir unheilig ist!«, brüllte er in diesem Moment. »So etwas ist mir noch nie passiert! In den zehntausend Jahren, die ich der Hölle vorstehe, hat es noch niemand gewagt – «

» – dir eine solche Gemeinheit anzutun?«, unterbrach ihn Teufelchens Vater.

Nicht nur Justin verschlug es die Sprache. Auch Teufelchen riss ungläubig die Augen auf und Asmodis

wurde unter seiner roten Haut kreidebleich vor Wut.

»Nun, wenn das stimmt, dann hat mein Sohn die Prüfung bestanden, nicht wahr?«, fuhr Teufelchens Vater gelassen fort. »Die Aufgabe war doch, etwas möglichst Böses zu tun.«

Asmodis' Augen schienen Funken zu sprühen. Er schüttelte sich vor Zorn, wobei von seinen Flügeln immer noch Wasser herspritzte, scharrte mit seinem Pferdefuß auf dem Boden und baute sich so drohend vor Teufelchens Vater auf, dass Justin nicht erstaunt gewesen wäre, wenn er sich auf der Stelle auf ihn gestürzt hätte.

Aber das tat er nicht. Er trat plötzlich einen Schritt zurück und sah Teufelchen, seinen Vater und seine Mutter aus gefährlich zusammengekniffenen Augen abwechselnd an.

»Das habt ihr euch gut ausgedacht«, grollte er. »Aber damit kommt ihr nicht durch.«

»Wieso denn nicht?«, fragte Teufelchens Vater ruhig. »Du kannst uns nichts tun. Es gibt Regeln, auch in der Hölle. Selbst du musst dich danach richten.«

»Ich kann deinen Sohn nicht bestrafen, das ist richtig«, gestand Asmodis wutschnaubend. »Aber ihr beide könnt

warten, bis ihr schwarz werdet. Ihr werdet niemals wieder in der Hölle wohnen dürfen, das schwöre ich. Und früher oder später begeht auch euer Sohn einen Fehler und dann habe ich ihn. *Ich habe Zeit.*«

Er wollte noch mehr sagen, aber plötzlich begann er zu schnüffeln, zog die Nase hoch – und nieste so heftig, dass der ganze Berg wackelte. Asmodis' Gestalt löste sich in einer Wolke aus Feuer und Schwefel auf und das Letzte, was Justin von ihm hörte, war ein gewaltiger Donnerschlag und ein lautstarkes Niesen.

»Puh!«, sagte Teufelchen aufatmend. »Das war knapp!«

Sein Vater musterte ihn mit einem langen, sehr ernsten Blick. »Ja«, sagte er, »vor allem für deinen Menschenfreund, der da in der Felsspalte versteckt ist. Es war ziemlich leichtsinnig von dir, ihn einer solchen Gefahr auszusetzen.«

Teufelchen fuhr zusammen. »Woher – «

»Wir können Menschen riechen, hast du das vergessen?«, fragte seine Mutter kopfschüttelnd. »Seid froh, dass Asmodis erkältet ist. Sonst wäre es Justin schlecht ergangen. Komm jetzt raus, Justin.«

Justin gehorchte, wenn auch mit klopfendem Herzen.

Langsam trat er Teufelchen und seinen Eltern entgegen.

»Hal ... lo«, sagte er stockend. »Ich ... ich wollte wirklich nicht stören. Aber ich – «

»Wir wissen, warum du hier bist«, unterbrach ihn Teufelchens Vater. »Aber es ist wirklich gefährlich. Asmodis könnte zurückkommen. In eurer Welt kann er dir nichts tun, aber hier ...«

Er schüttelte wieder den Kopf und sah seinen Sohn an. »Schick ihn lieber zurück.«

»Aber ich muss Ihnen etwas sagen!«, protestierte Justin. »Es war nicht Teufelchens Schuld! Ich meine, er *wollte* dem Kind nicht das Leben retten, sondern hat einfach reagiert, wie es jeder getan hätte.«

Seltsamerweise lächelte Teufelchens Vater darüber. Aber er wurde sofort wieder ernst. »Das besprechen wir später«, sagte er. »Geh jetzt, bevor Asmodis zurückkommt. Spielt lieber irgendwo anders Fangen. Hier ist es einfach zu gefährlich.«

»Wussten Sie denn ... «, stammelte Justin.

»Dass du schon hier gewesen bist?« Der grauhaarige Teufel lächelte milde und sah gar nicht mehr *teuflich* aus, fand Justin; eher wie ein gutmütiger, wenn auch etwas

exotischer Großvater. »Aber selbstverständlich. Von Anfang an.«

»Ich glaube, wir ... sollten jetzt gehen«, sagte Teufelchen hastig. Er griff nach Justins Hand, aber der trat einen halben Schritt zurück.

»Wann sehen wir uns wieder?«, fragte er. »Ich meine, wir *sehen* uns doch wieder, oder?«

»Ganz bestimmt«, versprach Teufelchens Vater – und eine Sekunde später fand sich Justin im Hausflur seiner Eltern wieder.

Er war allein. Seine Mutter war immer noch in der Küche und weder von Teufelchen noch von dessen Eltern war auch nur eine winzige Spur zu sehen.

»Wir sehen uns doch bestimmt wieder, oder?«, murmelte er noch einmal.

An diesem Tag sahen sie sich nicht mehr. Auch nicht am Tag danach, und nicht an dem danach, und auch nicht in der folgenden Woche.

Eine zweite Woche verging, ohne dass Justin auch nur etwas von Teufelchen hörte, und schließlich eine dritte und vierte. Justin dachte an jedem einzelnen Tag dieser vier Wochen an Teufelchen. Er hätte eine Menge darum

gegeben, wenigstens etwas von ihm zu hören. Aber er tauchte weder aus dem Nichts auf, wie er es so oft getan hatte, noch fand ihn Justin an einem der Plätze, an denen sie sich früher manchmal getroffen hatten. Teufelchen war und blieb verschwunden. Justin war sehr traurig. Aber er begann sich langsam an den Gedanken zu gewöhnen, dass er seinen höllischen Freund vielleicht nie mehr im Leben wiedersehen würde.

Der Sommer kam und mit ihm die Ferien, die die ganze Familie in Amerika verbrachte. Der Regisseur, der an jenem schicksalhaften Abend bei ihnen gewesen war, hatte sie eingeladen. Sie blieben fast die gesamten Sommerferien in Hollywood, was Justin natürlich in vollen Zügen genoss – auch wenn ihn der Gedanke ein bisschen traurig stimmte, dass der, dem sie diesen glücklichen Umstand eigentlich zu verdanken hatten, nicht dabei war: nämlich Teufelchen.

Drei Tage vor Beginn des neuen Schuljahres kamen sie wieder nach Hause. Als sie mit dem Taxi in die Straße einbogen, in der sie wohnten, entdeckte Justin einen Möbelwagen vor dem Nachbarhaus. Herr Heinz war vor einem Monat ausgezogen, nachdem er durch seinen

Riesensai tatsächlich berühmt und reich geworden war, und sie hatten sich schon die ganze Zeit über gefragt, wer wohl in das jetzt leer stehende Haus einziehen würde.

»Wie es aussieht, haben wir neue Nachbarn!«, sagte sein Vater, während sie sich dem Haus näherten. »Hoffentlich sind es nette Leute.«

Justin war von dem langen Flug viel zu müde, um mehr als einen flüchtigen Blick auf den riesigen Möbelwagen und die Leute zu werfen, die Kisten und Kartons ins Nachbarhaus schleppten. Er wollte nur noch ins Bett und vier Wochen lang durchschlafen. Gähmend öffnete er die Tür, stieg aus dem Wagen – und vergaß vor lauter Erstaunen den Mund wieder zuzuklappen.

Ein halbes Dutzend Möbelpacker war damit beschäftigt, Kartons, Tüten, Kisten und Möbelstücke aus dem Wagen zu laden, während die Besitzer dabeistanden und die Arbeit überwachten. Und es waren keineswegs Fremde ...

Justin hatte den älteren, grauhaarigen Mann mit dem gutmütigen Gesicht und dem beginnenden Bauchansatz zwar ein bisschen anders in Erinnerung (mit Schwanz, Flügeln, Pferdefuß und Hörnern, um genau zu sein), aber es gab trotzdem nicht den allergeringsten Zweifel, *wem* er

da gegenüberstand.

Und sein Gegenüber erkannte ihn auch im gleichen Moment.

»Hallo, Justin«, sagte Teufelchens Vater lächelnd.

»Hal...lo«, stotterte Justin. »Das ... das ist aber ... «

»Eine Überraschung?«, Teufelchens Vater lächelte. »Ja, das dachte ich mir, dass du überrascht bist.«

»Ihr kennt euch?« Justins Vater war ebenfalls aus dem Taxi gestiegen und trat nun mit einem fragenden Gesichtsausdruck auf seinen neuen Nachbarn zu.



Teufelchens Vater streckte Justins Vater die Hand

entgegen und drückte sie kräftig. »Ihr Sohn und ich sind uns schon ... ein paarmal begegnet. Mein Sohn und er sind Freunde.« Dabei blinzelte er Justin verschwörerisch zu.

»Davon hat Justin noch gar nichts erzählt«, antwortete Justins Vater. »Aber wenn das kein guter Beginn für eine gute Nachbarschaft ist, weiß ich auch nicht. Wie war doch gleich Ihr Name?«

»Teufel«, antwortete Teufelchens Vater. »Aber erschrecken Sie nicht. Wir heißen nur so.«

Alle lachten – mit Ausnahme von Justin, der allerhöchstens ein gequältes Grinsen zustande brachte. Während sich auch seine Mutter der kleinen Gruppe hinzugesellte, kamen Teufelchens Mutter und Justins geheimer Freund um den Möbelwagen herum.

Jetzt hielt es Justin nicht mehr aus. Er reichte noch schnell Teufelchens Mutter die Hand, dann ergriff er Teufelchen am Schlafittchen und zerrte ihn fast gewaltsam mit sich. »Was ist passiert? Wie kommt ihr hierher? Und was ist mit deinen Eltern los?«, platzte er heraus, sobald sie außer Hörweite waren.

»Welche Frage soll ich zuerst beantworten?«, grinste Teufelchen.

»Wo warst du?«, fragte Justin aufgeregt. »Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht! Du hättest dich ruhig mal melden können! Und ... und wieso *wohnt* ihr jetzt hier, zum Teufel noch mal?«

Teufelchen grinste immer breiter. »Ich konnte mich nicht melden«, sagte er.

»Hat Asmodis euch doch aus der Hölle geworfen?«, fragte Justin.

»Das hätte er gerne«, grinste Teufelchen. »Aber er konnte es nicht. Ich habe meine Prüfung bestanden. Dank dir.«

Den letzten Satz hörte Justin gar nicht. »Aber wieso seid ihr dann hier?«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Teufelchen. »Ich habe dir doch erzählt, dass mein Vater eigentlich niemals ein richtiger Teufel war. Genau wie ich«, fügte er hinzu.

»Aber wieso denn?«

Teufelchen zuckte mit den Schultern. »Ich glaube, er wollte niemals in der Hölle leben. Ich glaube Mutter und er waren dort, wo wir gelebt haben, ganz zufrieden. Aber nachdem ich meine Prüfung bestanden hatte, konnten wir

nicht mehr dort bleiben.«

»Und da habt ihr euch entschlossen – «

»– hierher zu kommen«, sagte Teufelchen. »Ja. Die Hölle oder eure Welt, das war die Wahl.«

»Und ihr habt euch für die Welt der *Menschen* entschieden?«, fragte Justin, immer noch ungläubig.

»Wir haben abgestimmt«, sagte Teufelchen. »Die Entscheidung war deutlich. Vier Stimmen für eure Welt und keine für die Hölle.«

Justin blinzelte. »Vier? Aber ihr seid doch nur drei!«

»Stimmt«, antwortete Teufelchen. Dann grinste er.

»Einer von uns hat wohl betrogen. Gemein, nicht?«